

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
PHILOSOPHISCH-HISTORISCHE KLASSE
SITZUNGSBERICHTE · JAHRGANG 1956, HEFT 5

PAUL LEHMANN

Geisteswissenschaftliche
Gemeinschafts- und Kollektivunternehmungen
in der geschichtlichen Entwicklung

Vorgetragen am 13. Januar 1956

MÜNCHEN 1956

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Meine Bemerkungen, die von vorneherein auf Vollständigkeit verzichten müssen, knüpfen an die für gelehrte und künstlerische Arbeiten ziemlich neuen Schlagwörter „team“ und „teamwork“ an. Darüber, daß „team“ an sich in der englischen Sprache alt ist, bin ich mir im klaren; wer sicher gehen will, kann sich z. B. in dem stets wertvollen großen New Oxford dictionary orientieren. Ganz geläufig ist das dem deutschen „Zaum“ entsprechende „team“ seit langem für ein Gespann gebraucht, auch für eine Mannschaft, eine Gruppe, eine Gesellschaft von Menschen wird es verzeichnet. Daß das Fremdwort „team“ im Deutschen Verwendung gefunden hat, ist hauptsächlich eine Nachkriegerscheinung und zumal dem außerordentlich gestiegenen Interesse am Sport zu verdanken. Man spricht, liest, hört in Presse und Rundfunk von einem Team der Eishockeyspieler, der Fußballer usw., aber auch vom Team eines Gesamtministeriums, so wird in der Süddeutschen Zeitung vom 21. Dezember 1955 aus London gemeldet: „Eden hat jetzt sein eigenes Arbeitsteam geschaffen“; ja man begegnet einem „Spionageteam der Mannequins“. In Kunst und Wissenschaft war der Ausdruck früher bei uns wie in England und Amerika kaum üblich. Heute erscheint er in Kulturberichten der ganzen Welt gar nicht selten. Ich habe mir nur einige Beispiele notiert: Am 24. November 1955 schrieb Christian E. Lewalter in der Wochenschrift „Die Zeit“ bei seiner Kritik von Hans Sedlmayrs neuer Veröffentlichung von einem „team“ in der bildenden Kunst, am nächsten Tage tauchte in der Süddeutschen Zeitung in dem Aufsatz „München wird Hochburg der Wissenschaft“ „das Teamwork in Physik und Mathematik“ auf. Ich will nun weder die Berechtigung zu gelegentlichem Gebrauch bekritteln, obwohl man zumeist ohne das Fremdwort auskommen könnte, noch eine weit zurückgreifende Wortgeschichte vorführen, möchte vielmehr zeigen, daß es wissenschaftliches „teamwork“ seit langem gegeben hat.

Gelehrte „teamworks“ sind, deutlich gesagt, wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen in Organisation koordinierter und subordinierter Persönlichkeiten und Kollektivunternehmungen.

gen mit gleichberechtigten selbständigen Kräften, die nach einem bestimmten Plan eingesetzt werden. Wie sich zeigen wird, geht manchmal die eine Gruppe in die andere über. Ich gehe insbesondere auf die eigentlichen Gemeinschaftsunternehmungen und die Ansätze zu ihnen ein.

Erst nach meinen seit langem vorbereiteten Darlegungen habe ich durch die Güte von Herrn Kollegen Joachim Werner und dann durch Herrn Dr. Joh. Gaitanides des letzteren im Mai 1955 gehaltenen Vortrag „Gesellschaftsordnung durch teamwork“ kennengelernt, der am 12. Oktober 1955 als Beilage zu der Zeitschrift „Das Parlament“ erschien und in Buchform bei F. Vorwerk in Stuttgart veröffentlicht werden soll oder inzwischen vielleicht schon herausgekommen ist. Die lichtvollen und wichtigen Ausführungen gehen an den wissenschaftlichen Gemeinschaftsunternehmungen nicht ganz vorüber, die Hauptsache aber war für Herrn Gaitanides, die Bedeutung der teamworks für die Wirtschaft und das ganze Gesellschaftsleben zu zeigen. Das ist ihm meiner Meinung nach vortrefflich gelungen und ich habe für die Bestätigung meiner eigenen Gedanken durch die anregende Studie lebhaft zu danken.

Gewiß war und ist und bleibt immer in der Forschung die persönliche Leistung das Wesentliche. Aber es gibt Aufgaben, die der einzelne allein nicht zu bewältigen vermag, Arbeiten, für welche die Lebensdauer eines einzigen Menschen nicht ausreicht, Aufgaben, die erst im Laufe von Jahrzehnten gelöst werden können, die sich nach und nach erweitern und durch die verfeinerten Methoden und den Stoffzuwachs zu Fortsetzungen und Erneuerungen zwingen. Das wird sich in meiner Abhandlung bei vielen Unternehmungen zeigen.

Es gibt auch Aufgaben, die, von wenigen Mitarbeitern unterstützt, einzelne unabhängig von einander in mehreren Ländern in Angriff nehmen, anfangs gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit bearbeiten und erst dann, wenn gewisse Ergebnisse erzielt sind, bekanntmachen und nun nach gemeinsamen Hauptgesichtslinien fortführen. Wir erleben das heutzutage in der Krebs- und Virusforschung, in der Kern- und Atomphysik u. a. mehr. Bei alledem ist in den Naturwissenschaften ein starker Zug zur Gemeinschaftsarbeit zu bemerken oder doch eine bewußte Ar-

beitsteilung. Ganz abgesehen vom Unterricht kommen wohl die wenigsten medizinisch-naturwissenschaftlichen Institutsleiter, auch nicht die Nobelpreisträger, bei der Verwirklichung ihrer individuellen wissenschaftlich-forscherischen Pläne ohne Mitarbeiter beim Experimentieren etc. aus. In den Geisteswissenschaften, auf die ich hier bevorzugend eingehe, forscht der Gelehrte vielfach noch häufiger allein, obwohl er natürlich Rat und Hilfe außer aus den Büchern, Akten, Monumenten auch bei Zeitgenossen sich holt. Aber gerade die Historiker, Philologen, Archäologen, Philosophen und Theologen müssen in besonders großem Maße oft echte, weitverzweigte wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen ins Leben rufen, fördern und benutzen, um hochgesteckte Ziele zu erreichen, erreichen zu helfen und etwas für die Nachwelt Bleibendes zu schaffen.¹

Richard Meister hat seine 1947 erschienene wertvolle Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 1847–1947 mit dem Satz begonnen: „Alle Bereiche geistigen Schaffens bedürfen, wenn sie ihren Leistungen über den Augenblick des Entstehens und Erfaßtwerdens Dauer verleihen wollen, der Objektivierung in Werken von bleibender Gestalt und Einrichtungen zu gemeinschaftlicher Arbeit.“ Es gehört ein großer Optimismus dazu, wenn man mit Meister diese Worte auf unsere wissenschaftlichen Gesellschaften anwendet und meint, wir erreichten diese Ziele. Das menschliche Erkennen bleibt immer im Fluß der Veränderung, und das Dauerhafte ist die menschliche Unvollkommenheit. Für meine Person zum mindesten bilde ich mir jedenfalls nicht ein, durch Einzelforschung wie im Arbeiten mit anderen Gelehrten vereint „Werke von bleibender Gestalt“ zu schaffen. Der verehrte Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hat ja vermutlich auch gar nicht gewähnt, daß Arbeiten, die nicht für den Tag bestimmt waren, nicht auch einmal, früher oder später veralten und im Laufe der Zeit ergänzt, berichtigt, ja verbessert und wiederholt werden müssen.

¹ Gleich zu Beginn sei betont, daß ich die bibliographischen Anmerkungen und eventuell Zusatzerklärungen möglichst knapp gehalten, in vielen Fällen ganz auf sie verzichtet habe, namentlich bei Autoren und Werken, deren Bekanntsein ich glaubte voraussetzen zu können.

Das Zweite, was Meister hervorhebt, sind die „Einrichtungen zu gemeinschaftlicher Arbeit“. Die haben wir in der Tat, nämlich in den Kommissionen, während von einem Zusammenarbeiten in den Klassen und in den Gesamtakademien zumeist nur bedingt und beschränkt gesprochen werden kann, die einzelnen Vorträge aus verschiedenen Gründen, z. B. des Zeitmangels und der Fachzersplitterung, nur relativ kurz diskutiert zu werden pflegen.

R. Meister gedenkt mehrerer Institutionen ferner Vergangenheit als Einrichtungen zu gemeinschaftlicher Arbeit; „Platons Akademie war die erste dieser Art, geschaffen aus der Idee und für die Arbeit gemeinsamen Forschens“, nennt Aristoteles und die Aristoteliker, bei denen sich „Schule und Forschungsgemeinschaft die Waage“ gehalten hätten, spricht vom Museum in Alexandria als einer „Zusammenfassung von Forschungsinstituten und Organisation wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeiten“, nennt die Fortsetzung der Platonischen Akademie in Athen bis zum Ausgang der Akademie, die staatlich organisierte Universität des byzantinischen Reiches in Konstantinopel, aus der arabischen Welt Bagdad im 10. Jahrhundert, wo der Verein der Brüder der Reinheit 40 Gelehrte zur Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten vereinigt habe, spricht von den akademischen Hofgesellschaften, die sich zu Aachen um Karl den Großen, im 13. Jahrhundert um Kaiser Friedrich II. in Palermo gebildet hätten.

Schon diese wenigen frühen Beispiele sind in ihrem Verhältnis zu gemeinsamer Arbeit sehr verschiedenartig. Exempli causa kann man Platons Akademie und den aus Dichtern und Gelehrten, Kriegsmännern, Prälaten und Höflingen zusammengesetzten Kreis, den der große Karl um sich gebildet hatte, nicht auf die gleiche Stufe stellen und darf die sogenannte Hofakademie des Frankenherrschers kaum eine wissenschaftliche Organisation mit bestimmten, planmäßig und dauernd verfolgten Zielen heißen. Und wenn man unserer Körperschaft den Ehrennamen einer Akademie gegeben hat und wir ihn in Erinnerung an die großen griechischen Denker beibehalten, so müssen wir uns doch klar darüber sein, daß einst in Athen der Gedankenaustausch und die Erörterung zwecks Klärung und Gewinnung von Erkenntnissen eine viel größere Rolle gespielt hat als in den heutigen Akade-

mien, die eine Vielzahl von Wissenschaftsdisziplinen aufnehmen und den geistigen Austausch zwischen deren Vertretern und das Zusammenklingen zu einer für alle gültigen Erkenntnis oft sehr stark zurücktreten lassen, dafür großen Wert darauf legen, daß das von den einzelnen und den Gruppen wissenschaftlich Erarbeitete in Veröffentlichungen festgehalten wird zur Förderung wieder vor allem erst einmal gelehrter Spezialwissenschaften.

Arbeitsverteilung an Hilfskräfte durch einen einzelnen gelehrten Schriftsteller, der die Verarbeitung und Verantwortung fürs Ganze wie auch die Ehre des Geleisteten übernimmt, hat es schon in der Antike gegeben. Männer wie Aristoteles und der Verfasser der *Historia naturalis* Plinius haben sich viele Texte von vielen vorlesen, abschreiben und excerptieren lassen. Aber ihre Helfer waren stets untergeordnet, niemals, auch nicht für Teile, koordiniert und pflegten gar nicht genannt zu werden. Zeitlich nach dem Altertum sind ähnlich wie Plinius wohl auch manche mittelalterliche Kompilatoren vorgegangen. Isidor von Sevilla († 636) wird für seine *Etymologiarum libri*, Hrabanus Maurus († 856) für seine zahlreichen Kommentare nicht alles selbst gelesen, sondern sich das Eine und Andere mit Abschreibunterstützung durch Weltkleriker und Mönche zusammengesucht haben, und auch noch Vincenz von Beauvais, auf den wir bald zu sprechen kommen, hatte seine „Fratres“ beschäftigt. Man wird vielleicht versucht sein, die *Septuaginta* des Alten Testaments für ein antikes Gemeinschaftsunternehmen zu halten, weil 72 jüdische Gelehrte auf der Insel Pharos in 72 Zellen abgesondert die Texte aus dem Hebräischen übersetzt und dabei alle wortwörtlich dieselbe Übertragung geliefert hätten. Aber das legendarische Nebeneinanderarbeiten der isolierten 72 ist keine Gemeinschaftsleistung.

Als historische Tatsache steht fest, daß die Übersetzungen nach einander durch einzelne, nur gelegentlich vielleicht in Vereinigung weniger Männer, hergestellt sind, zuerst um 300 vor Christus der griechische Pentateuch, die anderen Bücher später und nach und nach, immer ohne Organisation koordinierter oder subordinierter Kräfte.

Gestatten Sie nun, daß ich meine Betrachtungen – vieles auslassend – beim abendländischen Mittelalter einsetze, über

das ich einigermaßen unterrichtet zu sein glaube, und daß ich von den mittelalterlichen Erscheinungen aus in die Neuzeit vorschreite.

Es hat schon im mittelalterlichen Europa in der Tat Bemühungen gegeben, die man in unserer Zeit mit einem gewissen Recht als „teamwork“ bezeichnet hat oder doch so nennen kann, Vorläufer und Schichtungen von gelehrten Gemeinschaftsunternehmungen, die z. T. in einem Entwicklungszusammenhang stehen, z. T. sporadisch ohne feste Verbindung auftreten.

Im Abendland erblickt man frühe Ansätze zu wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit im 6. Jahrhundert in Italien bei Cassiodor, der zuerst für Rom ein Zentrum christlicher Wissenschaft plante, dann in seinem süditalienischen Kloster Vivarium einen solchen Mittelpunkt wirklich bildete, nicht so sehr durch eine Unterrichtsstätte in Schulform wie durch eine bewußt aufgebaute Bibliothek mit einem von ihm gelenkten Scriptorium. Es kam Cassiodor in erster Linie darauf an, lateinische Bibeltexte mit zuverlässigem Wortlaut und die besten Erklärungswerke der biblischen Bücher bereitzustellen, wobei die griechische Welt nicht übersehen wurde: eine rege, umsichtige Sammeltätigkeit, die über Italien hinausgriff. Ein Gemeinschaftsunternehmen wurde insofern aus den Bemühungen, daß eine Reihe von Cassiodors Freunden und Schülern zu Übersetzungen aus der griechischen Exegese veranlaßt wurde, daß er sich Stücke griechischer Historiker übertragen ließ und sie dann zur *Historia tripartita* aneinanderreichte, daß er Schreiber in sein Kloster zog und in ihm ausbildete, die nach festgelegten Grundsätzen ihre Kopistentätigkeit auszuüben hatten. Cassiodors Organisation hat ihren Schöpfer nicht überdauert. Vivarium ist schnell zu Grunde gegangen. Aber seit dem Ende des 7. Jahrhunderts wirken seine Handschriften und die in den *Institutiones* gegebenen Vorschriften in Klöstern und Domkapiteln Englands und des Kontinents nach. Zumal für das mittelalterliche Mönchtum ist Cassiodor zwar ein im Wissenschaftlichen wegweisendes Vorbild gewesen, und die büchersammelnden und bücherliebenden Mönche haben ihm namentlich seit der karolingischen Zeit nachgeeifert und durch ihre Büchersammlungen und Schreibstuben Großes geleistet. Aber, wieviel auch in Bobbio, in Fulda, St. Gallen, auf

der Reichenau, in Montecassino, Corbie, Fleury, Reims usw. mit Fleiß zusammengetragen, nach kritischen Vorschriften ausgeführt worden ist, nie hat bis zum 13. Jahrhundert die monastische Gemeinschaftskultur bestimmte gelehrte Gemeinschaftswerke unternommen. Bei der Befolgung der religiös asketischen und der administrativen Anweisungen der Regula S. Benedicti und angesichts der Mahnungen, die man in Cassiodors Institutiones las, haben die früh- und hochmittelalterlichen Benediktiner, die nicht einen zentralgeleiteten Orden bildeten, keinen großzügigen Organisator wissenschaftlicher Zusammenarbeit für ein klares Ziel einer gelehrten Aufgabenlösung hervorgebracht trotz der Fülle bedeutender Persönlichkeiten. Es gibt vom 8./9.-12./13. Jahrhundert immer nur Ansätze und Anfänge.

Daß ein Gelehrter eine meist jüngere Hilfskraft heranzog, das wird immer wieder auch im Mittelalter vorgekommen sein, ist aber für mich, wie schon angedeutet, doch kein Gemeinschaftsunternehmen im eigentlichen Sinne. Auch das Verteilen des Kopierens einer Handschrift auf mehrere Schreiber, die sich gegenseitig ablösten, auf 6 oder mehr, wofür wir Beispiele mit Schreiber- und Schreiberinnennamen besitzen, möchte ich nicht einbeziehen, da es sich nur um die mechanische, unselbständige Ausführung eines bestimmten Auftrages handelt und eine derartige Tätigkeit höchstens als eine oft notwendige und nützliche Vorarbeit oder Nebenarbeit zu bewerten ist, die zur Vermehrung einer Bibliothek führt, ev. Grundlage einer individuellen Leistung eines leseefrigen Gelehrten ist, „a team of scribes“ und nicht mehr.

Etwas anders liegt es in einigen Fällen des 11./12. Jahrhunderts. Beryll Smalley, die hervorragende Oxforder Kennerin und Erforscherin mittelalterlicher Exegese, gebraucht in ihrem 1952 erschienenen „Study of the bible in the middle ages“ die Ausdrücke „team“ und teamwork“ mehrfach. Sie betont, daß sich die moderne Forschung lebhaft darum bemühe, Anselms exegetische Leistung von denen seiner Schüler zu trennen (p. 49) und faßt ihren eigenen Eindruck zusammen in die Worte „The most we can hope for is a book about the school auf Anselm. The Master was one of these scholars who sink their personality in teamwork. This power to cooperate seems to have

been the dominant trait in his character“. Anselm hat ohne Zweifel sich mit seinen Schülern um die Bibelerklärung bemüht und als starke Lehrerpersönlichkeit so auf seine Schüler eingewirkt, daß man nicht klar zu erkennen vermag, was unmittelbar von ihm stammt, was in seinem Geiste die von ihm Belehrtens eigens leisteten. Wenn man das die Auswirkung eines „team-works“ nennen will, gut; jedoch wage ich nicht von einem wissenschaftlichen Gemeinschaftsunternehmen zu sprechen, weil die Anzeichen dafür fehlen, daß Anselm bewußt eine klare Planung und Arbeitsteilung vorgenommen hätte. Eher passen B. Smalleys Worte über die Koranübersetzungen des Peter von Cluny (81): „Peter the Venerable, abbot of Cluny, was organizing a team of scholars to translate the Koran and other Arabic texts concerning Mohammed into Latin“ und sie beruft sich auf eine 1948 in den Archives d'histoire doctrinale et littéraire du moyen age, tom. XVI veröffentlichte Untersuchung von M.-Th. d'Alverny, nachdem bereits 1927 unter anderem Ch. H. Haskins in seinen Studies in the history of mediaeval science über Petrus und seine Genossen gehandelt haben. Der Abt von Cluny hat sich zwecks literarischer Bekämpfung des Islam, den er in Spanien kennen lernte, gestützt auf die für ihn gelieferten Übertragungen durch die Christen Robert von Rethen, einen Engländer aus Chester, auf den Dalmatiner Hermann, die auch durch Übersetzungen astronomischer Schriften der Araber bekannt geworden sind, gestützt ferner auf Petrus Toletanus und den Sarazenen Mohammed. Des Clunyabtes Sekretär habe dann die Übersetzungen geglättet. Hier liegt also eine überlegt vorgenommene Organisation gelehrter Arbeit für Texte vor, die dem Franzosen nicht leicht verständlich gewesen sind.

Bei der Benutzung und Bewertung vorliegender lateinischer Bibelversionen wie später auch den aristotelischen Werken gegenüber stellte es sich für wissenschaftlich Anspruchsvolle und Einsichtige heraus, daß die Kenntnis des Lateinischen nach einem einzelnen Exemplar allein nicht genügte. Deshalb korrigierte, worüber ebenfalls B. Smalley gesprochen hat, der Zisterzienser von Trois-Fontaines Nicolaus Manjactoria († um 1145) die lateinische Bibel in Rom mit Hilfe eines Juden und verglich beim Psalter nicht nur die römische, gallikanische und hebräische

Translation des Hieronymus unter einander, sondern benutzte zudem die Väterkommentare und ganz besonders die Kenntnisse zeitgenössischer Rabbiner, um dem ursprünglichen Text möglichst nahe zu kommen. Man kann das noch nicht eine Gemeinschaftsarbeit im engeren Sinne nennen, da Nikolaus die Entscheidung sich vorbehielt, seine Helfer nur Berater waren. Immerhin sieht man, wie ein gewissenhafter Forscher sein individuelles Urteil stützte und bekräftigte gemäß den Sprachkenntnissen von Mitarbeitern.

Nicolaus hatte sich mit der Heiligen Schrift und den Unterschieden in den Übersetzungen beschäftigt. Die lateinische Bibel stand begreiflicherweise im Mittelpunkt der gelehrten christlichen Interessen des Abendlandes, und diese Konzentration auf die Bibel führte seit dem 13. Jahrhundert wesentlich weiter, was gleich zu zeigen sein wird. Durch das wissenschaftliche Studium der Bibelüberlieferung und durch die Versuche, griechische, arabische und jüdische Texte für die lateinische Kultur nutzbar zu machen, ist man auch sonst zu einem Zusammen- und Nebeneinanderarbeiten gekommen, das entweder geradezu gelehrte Gemeinschaftsunternehmen hervorgerufen hat oder doch den modernen Betrachter zum mindesten vor die Frage stellt, ob korporative Unternehmungen vorliegen.

Daß die sog. Septuaginta eine Gemeinschaftsarbeit gewesen sei, habe ich zwar ablehnen müssen, wohl aber wies ich für Cassiodor darauf hin, daß er in Vivarium eine Mönchsgeneration auszubilden versuchte, die unter seiner Leitung nach seinen Richtlinien Texte der lateinischen Bibel und ihrer Erklärer sammelte, kopierte und kritisch korrigierte, und daß er einen engeren Kreis von Freunden und Schülern um sich bildete, die einzelne Übersetzungen aus dem Griechischen anfertigen und ihm auch die Möglichkeit gaben eine Kirchengeschichte auf Grund von mehreren griechischen Quellen zu kompilieren. L. Traube sprach in seinen Vorlesungen (Vorl. u. Abh. II 88) von Cassiodor als dem „Mittelpunkt einer Übersetzerschule“. Ob der nicht erst von Traube geprägte Ausdruck „Übersetzerschule“ gut gewählt ist, scheint mir zweifelhafter zu sein als der oft gewählte Terminus „Schreibschule“ für irgend ein mittelalterliches Scriptorium, dessen Erzeugnisse nahe mit einander verwandt sind. Die nähere Erörterung der Bezeichnung „Schreibschule“ gehört nicht an

diesen Platz, jedoch muß hier einmal gesagt werden, daß von mittelalterlichen Übersetzerschulen zu sprechen m. E. unpassend ist, da es sich nicht um Lehren und Lernen des Übertragens in eine andere Sprache handelt. Man meint mit Übersetzerschulen einen Kreis von Gelehrten, die ungefähr im gleichen Zeitraum und am gleichen Ort sich damit befaßten, irgendwelche Werke aus einer fremden Sprache in ihre Sprache, etwa in ihr Latein oder ihre Muttersprache zu übertragen. Zwischen den einzelnen Mittelpunkten und den einzelnen Persönlichkeiten pflegten Beziehungen zu bestehen. Damit ist jedoch keineswegs schon gesagt, daß ihre Übersetzungsleistungen Früchte gemeinsamer Arbeit an den Texten gewesen sein müssen. Es ist etwas anderes, ob mehrere Gelehrte, jeder für sich, etwas aus einer anderen Sprache ins Lateinische wenden, etwas anderes, ob mehrere Sprachkundige des Griechischen bzw. Arabischen, bzw. Hebräischen einem Lateiner beim Umformen ins Lateinische helfen – das kann man in gewisser Weise eine Gemeinschaftsarbeit nennen – etwas anderes, ob zwei oder drei Übersetzer sich zu einer Übersetzung vereinigen. Man wird auf die Unterscheidung solcher Möglichkeiten achten müssen. Die durch Peter von Cluny geleitete Koranübersetzung ein Gemeinschaftsunternehmen zu heißen ist m. E. angängig. Aber die Schulen oder Kreise von Übersetzern und sonstigen Gelehrten, die in Toledo, worüber uns Val. Rose, Ch. H. Haskins u. a. orientierten,¹ später auch gemäß den Forschungen von H. Niese,² Haskins³ bei Kaiser Friedrich II. und seinem Sohne König Manfred in Palermo und Neapel wirkten, Männern verschiedener Nationen und Rassen und Interessen, sind nur Zusammenfassungen von Individuen, die ihre Aufgaben zwar unter der Ägide eines anregenden Herrschers in Spanien, in Unteritalien und Sizilien ausübten, indessen vor allem nebeneinander tätig waren, ohne daß man sich zu gemeinsamer Arbeit hinsetzte, also nicht zu eigentlichen Gemeinschaftsunternehmungen, sondern zu Individualleistungen und Kollektivarbeiten.

¹ Val. Rose, Ptolemaeus und die Schule von Toledo: *Hermes* VII (1874); Ch. H. Haskins, *Studies in the history of mediaeval science*, Cambridge 192.

² Zur Geschichte des geistigen Lebens am Hofe Kaiser Friedrichs II.: *Historische Zeitschrift*. CVIII (1912) S. 473–540.

³ a. a. O.

Am bekanntesten ist wohl das Hervortreten der Dominikaner¹ mit Früchten gemeinsamer Arbeit. Überraschend ist das nicht. Denn sie konzentrierten sich frühzeitig zu einem Orden, der die schnell in vielen Gebieten Europas entstandenen Niederlassungen nicht einfach nebeneinander nach einer für alle geltenden monastischen Regel und dem Belieben des jeweiligen Priors wirken ließen, vielmehr eine zentralistische Organisation mit General- und Provinzialkapiteln schufen, so daß der einzelne Konvent nicht im engen Rahmen eines Sprengels von den eigenen Vorständen und dem Kapitel gelenkt wurde. Die Ausführung und Verbreitung von Arbeiten einer mehr oder weniger großen Gruppe gelehrter Menschen hängt weiterhin damit zusammen, daß der Predigerorden gerade in seinen ersten Jahrzehnten planvolle Wissenschaftspflege zu einer seiner Hauptaufgaben neben der Innen- und Außenmission machte. Ich behaupte das „teamwork“ der Dominikaner, hüte mich aber vor Übertreibungen, die in der Literatur nicht selten begegnen.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts schuf der Dominikaner Vincenz von Beauvais eine ungewöhnlich umfangreiche Enzyklopädie, die er auf 3 Spiegel verteilte: das *Speculum naturale*, *doctrinale*, *historiale*. Auf Tausenden von Blättern führte er geordnet das menschliche Buchwissen vor mit ungeheurem Fleiß, imponierender Belesenheit, jedoch ohne Originalität oder gar Genialität. Trotz der äußeren Größe ist das Werk sehr oft abgeschrieben, in vielen Bibliotheken aller Länder des Okzidents lateinisch, später auch in Übersetzungen verbreitet und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bis ins 17. mehrfach gedruckt worden und soll nun in unserer Zeit seitens der Mediaeval Academy of America durch Berthold Louis Ulman neu herausgegeben werden. Jahrhundertlang hat man die *Specula* in der mannigfachsten Weise benutzt, sie können auch heute noch viel Wissen vermitteln, müssen allerdings mit einem guten Teil Kritik gelesen werden. Man hat Vincenz einen „*helluo librorum*“ genannt, und tatsächlich gibt er von und aus rund 3000 Büchern seit der Antike

¹ Über sie vergleiche man neben anderem die Artikel in *The catholic encyclopaedia*. XII (1911) p. 354–370; auch Mandonnet unter *Frères prêcheurs* im *Dictionnaire de théologie catholique*. VI (1913). C. Douais, *Essai sur l'organisation des études dans l'ordre des frères prêcheurs*, Paris 1884.

Kunde und oftmals lange Auszüge. Selbst wenn man sich klar macht, daß er vieles aus älteren Encyklopädiën von Isidorus Hispalensis bis zu der excerptenreichen Weltchronik des Helinand von Froidmont übernommen hat, ist es erstaunlich, wieviel er zusammengelesen und zusammengeschrieben hat. Man sollte freilich nicht nur seine persönliche Emsigkeit bewundern und preisen, was oft genug geschehen ist, sondern einmal genauer untersuchen, wie er den immensen Stoff gestaltet hat,¹ und sollte auch der Tatsache bewußtbleiben, daß zum mindesten die zeitraubenden Vorarbeiten des Sammelns und Ausziehens nicht von ihm allein stammen. Er sagt mehrfach, daß vieles für ihn von seinen Ordensbrüdern zusammengetragen sei. So bekennt er im 10. Kapitel des Prologs zum *Speculum naturale* für die Fülle seiner lateinischen Aristoteleszitate ehrlich: „quos nequaquam ego ipse excerpteram, sed a fratribus excerpta susceperam“, im Prolog zum *Spec. historiale*: „Illud autem lectorem non lateat non omnia manu propria sed pleraque per manus notariorum abbreviavi“. Auch wissen wir, daß schon vor ihm ziemlich viele Blütenlesen antiker wie christlicher Schriftsteller, Poeten und Prosaiker, angefertigt wurden, aus denen er manches verwertete. Vincenz hatte also früher angefertigte Zusammenstellungen und er hatte in seiner eigenen Umgebung Helfer zur Hand. Die Art und Weise seiner Arbeit mit den von ihm dirigierten Brüdern läßt sich freilich nicht recht erkennen. Das aber ist wohl klar, daß er die Hilfe für seine Kompilationen organisierte, ohne die herangezogenen Assistenten zu gleichgestellten Mitarbeitern eines Gemeinschaftsunternehmens zu machen.

Ich habe Vincenz von Beauvais vorweggenommen, um nachher die Besprechung der gerade in seinem Orden hervorragenden Beschäftigung mit der Bibel nicht unterbrechen zu müssen. Schon lange vor dem Auftauchen der Dominikaner hatten Versuche eingesetzt, die Texte der Heiligen Schrift zu revidieren. Ich erinnere an Hieronymus, an die Bemühungen des

¹ Vgl. einstweilen L. Lieser, Vincenz von Beauvais als Kompilator und Philosoph, Leipzig 1928. In meinem Aufsatz *Zu Hrabans geistiger Bedeutung: St. Bonifatius. Gedenkgabe zum zwölfhundertsten Todestag, Fulda 1955*, S. 473–487 habe ich S. 480 ganz kurz Hraban und Vincenz mit einander verglichen.

Angelsachsen Alchvine und des Westgoten Theodulf von Orléans. Wir wissen, daß Karl der Große starken Anstoß nahm an den vielen Fehlern, die sich durch Nachlässigkeit und Unbildung in die heiligen Texte eingeschlichen hatten, wissen, daß die genannten Männer seiner Umgebung sich mit Revisionen befaßten, und dürfen ohne Leichtsinn die Durchführung ihrer Pläne nicht ihnen allein, sondern dem Zusammenarbeiten mit anderen zuschreiben. Sie konnten die Textverderbung abschwächen und zeitweise aufhalten, jedoch das höchste Ziel nicht erreichen und vermochten nicht zu verhindern, daß der ja immer wieder gelesene und kopierte Bibeltext im Laufe der Jahre alte und neue Korruptelen aufnahm. So mußten die Reinigungsarbeiten wiederholt werden und das geschah zumal im 12./13. und im 16. Jahrhundert, geschah und geschieht seit Dezennien in unserer eigenen Zeit.

Der verdienstvolle Verfasser der Geschichte der Vulgata Franz Kaulen hat einmal gesagt (Wetzer und Welte III 1132): „Nachdem man jahrhundertlang den lateinischen Bibeltext dem kritischen Tact oder auch der Willkür einzelner überlassen hatte, führte der corporative Geist des 13. Jahrhunderts dazu, für die großen Körperschaften, in welchen das theologische Studium betrieben wurde, Normalexemplare herzustellen, deren Text bei jeder neuen Abschrift unverbrüchlich eingehalten werden sollte.“ Das ist richtig, abgesehen von der Zeitangabe. Nicht erst der corporative Geist des 13. Jahrhunderts ließ solche Normalexemplare entstehen. Ohne sich dessen bewußt zu werden, widerspricht er sich schon im nächsten Satz, wo es heißt: „Der Abt Stephan Harding von Cisteaux machte hierzu den Anfang, indem er ein kritisch gereinigtes Bibelexemplar als Norm für den gesamten Cistercienserorden vorschrieb“. Der chronologische Widerspruch wird deutlich, wenn man weiß, daß der heilig gesprochene Engländer Stephan Harding 1134 gestorben ist und 1109, also zu Beginn des 12. Jahrhunderts, den zweiten Band seiner korrigierten Bibel, jetzt in Dijon, beendet hat.¹ Der Cistercienserabt arbei-

¹ Vgl. J. P. P. Martin, *Saint Étienne Harding et les premiers réценseurs de la Vulgate etc.*, Amiens 1887; S. Berger, *Histoire de la Vulgate pendant les premiers siècles du Moyen Age*, Nancy-Paris-Straßbourg 1893; das oben im Text zitierte Buch von Beryll Smalley und andere Untersuchungen zur Geschichte der Bibel, die nicht alle aufgezählt werden können.

tete an der Revision nicht allein. Er zeigte schon einen Ansatz zum teamwork, indem er bei der Textverbesserung des Alten Testaments Juden befragte, die natürlich im Hebräischen bewandert waren. Die Schwäche seiner Arbeit war, daß er sich mit den jüdischen Helfern nur auf Französisch zu verständigen vermochte. Schon Hugo¹ de S. Victore († 1141) vermied diese Fehlerquelle. In den von seinen Schülern gesammelten exegetischen Notulae zu Büchern des Alten Testaments verglich Hugo den Vulgatatext mit der hebräischen Überlieferung, hatte selbst Hebräisch gelernt und wortwörtlich aus dem Hebräischen übersetzt. Bei den Diskrepanzen, die sich dabei ergaben, entschied er selbständig, aber nach mündlicher Diskussion mit jüdischen Schriftgelehrten. Also hier kann man ebenfalls von teamworkähnlichem Vorgehen sprechen, nur ebensowenig wie bei anderen schon genannten Gelehrten von einer wissenschaftlichen Organisation. Es gilt diese Einschränkung auch für die aus den Kreisen der Dominikaner, der Franziskaner und Karthäuser, der Pariser Sorbonne u. a. herrührenden Bibelkorrektorien,² welche die in mehreren Bibelhandschriften und bei Kirchenvätern, in den Urtexten und in nichtlateinischen Übersetzungen erscheinenden Varianten einer Stelle auf die breiten Ränder der Pergamentseiten eines bestimmten Bibelmanuskriptes eintrugen und schließlich für sich gesonderte Sammlungen veranstalteten. Der 1244 von Papst Innocenz IV. zum Kardinal erhobene Dominikaner Hugo von Saint-Cher († 1263) hat sich durch das *Correctorium praedicatorum* einen berechtigt großen Namen gemacht.³ Bei der Fülle seiner Amtsgeschäfte, seiner Reisen und sonstiger Unternehmungen ist es trotz seiner starken Arbeitskraft von vorne-

¹ Vgl. wieder Beryll Smalley.

² Außer den Büchern von S. Berger und F. Kaulen vgl. die grundlegende Abhandlung von H. Denifle in dem von ihm und F. Ehrle herausgegebenen *Archiv für Literatur und Kirchengeschichte des Mittelalters IV* (1888) S. 263–311, 471–501, dazu die theologischen und biblischen *Encyklopädien* des 20. Jahrhunderts.

³ Vgl. Friedr. Stegmüller, *Repertorium biblicum medii aevi. III* (Madrid 1951) p. 114 sqq.; E. Mangelot im *Dictionnaire de théologie catholique. VII* (1927) col. 221–239; der Aufsatz von John Fisher im *Speculum. XXXI* (1956) p. 57–69 kommt nur für Hugos *Sentenzenkommentar* in Betracht.

herein unwahrscheinlich, daß er die Arbeiten ganz allein ausgeführt hätte. Er gab die Direktiven, ließ 1236 vom Generalkapitel des Ordens eine Kommission zur Abfassung eines Bibelkorrektoriums einsetzen. 12 Jahre dauerte es dann, bis die Arbeit vollendet war und seinen Namen erhielt. Aber im Gebrauch erwies sich verhältnismäßig schnell, daß das Werk doch nicht genügte, und so gab Hugo den Befehl, ein neues Correctorium anzufertigen. Nach Beschluß des Generalkapitels von 1256 blieb die neue Fassung, für die man Handschriften in Cues, Florenz, Leipzig, Nürnberg, Paris, Rom, Turin, Venedig und Wien kennt, für alle Bibelexemplare des Ordens verbindlich.

Neue Versuche der Textverbesserung wurden dann seit Beginn des 16. Jahrhunderts gemacht, zeitlich zuerst in den Polyglottenbibeln, welche die Bibel in verschiedenen Sprachen hinter- und nebeneinander reichten und jedem der Texte eine möglichst gesicherte Gestalt zu geben sich bemühten. Ich erinnere da erst einmal an die griechische, lateinische, hebräische, chaldäische Polyglotte, die Complutensis, die auf die Initiative des spanischen Kardinals Ximenes († 1517) zurückgeht. 1502 begonnen und wenige Monate vor dem Tode des Ximenes beendet und in Alcalá gedruckt, wurde sie erst am 22. März 1552 von Papst Leo X. für die Öffentlichkeit freigegeben. In kluger Beurteilung der Grenzen seiner Kraft hatte der Kardinal nicht allein, sondern zusammen mit einer Gruppe, einem Team von Sachverständigen gearbeitet, so fürs Neue Testament mit Demetrios Dukas aus Kreta, mit Diego Lopo de Zuñiga, Fernando Nañez de Guzman, Aelius Antonius Nebrissensis u. a. Erwähnen wir weiterhin die große, auf 8 Folianten verteilte Antwerpener Polyglotte, die König Philipp II. von Spanien 1569–72 bei Plantin drucken ließ, wiederum ein Gemeinschaftsunternehmen. An seiner Spitze stand der Spanier Arias Benedictus Montanus († 1598), dem Gelehrte aus den Niederlanden, Frankreich, so Andreas Masius, Fabricius Boderianus, Franciscus Raphelengius, den Schwiegersohn Plantins, und andere mehr zugesellt waren.

Damals war die katholische Welt durch die Gegenreformation bereits aufgerüttelt. Das kam auch der Wissenschaft zu Gute und zwar gerade durch Anpacken und wenigstens teilweise Ausführen gelehrter Gemeinschaftsunternehmungen. Man ging in Rom

(vgl. auch unten S. 36) an die Reform des Breviers, des Missales, des christlichen Kalenders, an die Sammlung von Kirchenvätertexten usw., vor allem aber an die Festlegung des lateinischen und griechischen Wortlautes der Bibel. Einige Bemerkungen darüber mögen hier genügen. Zumal seit Guilielmo Sirleto¹ Protektor und Kurator, 1549 Kustos der Bibliotheca Vaticana geworden war, kamen die Arbeiten in Gang. Wie z. B. bei Ludwig Pastor im 10. Bande seiner Geschichte der Päpste nachgelesen werden kann, wurde 1569 durch Pius V. zwecks Verbesserung der Vulgata ein Ausschuß von 6 Kardinälen und 12 Konsultatoren eingesetzt. Letztere hatten die Bibelstellen, deren Lesarten besonders auffallend von einander abwichen, anzumerken und vorzulegen. Dann wurde in allgemeinen Sitzungen der Text festgelegt und zwar nach Abstimmung seitens der Mitglieder. Man kam sehr langsam zu Ergebnissen. Als Felix Peretti im Jahre 1585 als Sixtus V. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wurde eine neue Kommission unter Carlo Carraffa einberufen. 1590 lag die gereinigte Vulgata im Druck vor, aber sie stieß auf starken Widerstand. Papst Gregor XIV. ließ durch den Kardinal Colonna eine neue Vulgataausgabe vorbereiten. Anfangs trat man wöchentlich zweimal zu Sitzungen zusammen und zwar waren es 7 Kardinäle und 11 Konsultatoren. Der Sekretär Angelo Rocca mußte den Text der Heiligen Schrift Wort für Wort vorlesen. Ergaben sich Meinungsverschiedenheiten in der Kommission, wurden die Streitpunkte der Allgemeinen Sitzung vorgelegt und eine Einigung versucht. Gelang diese nicht, entschied der Papst. Da der Arbeitsgang zu schleppend war, verkleinerte man den Ausschuß und konnte nun die Durchsicht innerhalb von 14 Tagen abschließen und den Druck beginnen lassen. Aber auch Gregor XIV. erlebte das Ende der Arbeit nicht. Erst gegen Ende 1592 erschien die „Biblia sacra vulgatae editionis Sixti V. P. M. iussu recognita et edita“ im Portifikat Clemens VIII. Seitdem stand für die Kirche der lateinische Bibeltext einstweilen fest, wenn man auch bald Indices correctorii an-

¹ Vgl. beispielsweise P. Hildebrand Höpfl O. S. B., Kardinal Wilhelm Sirllets Annotationen zum Neuen Testament, Freiburg i. B. 1908; ders., Beiträge zur Geschichte der Sixto-Klementinischen Vulgata, Freiburg i. B. 1913.

fügen mußte und trotzdem die Sixtinisch-Gregorianisch-Clementinischen Ausgaben stets von neuem angegriffen wurden. Nach und nach gelangen viele Einzelverbesserungen, namentlich seitdem immer mehr Handschriften von Wert erschlossen und die textkritischen Methoden verfeinert wurden. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kamen fürs Neue Testament die Engländer Wordsworth und White am besten voran. Fürs Alte Testament entschloß sich der Vatikan seit Leo XIII. wieder zu Gemeinschaftsarbeiten, die schließlich im Bibelinstitut der Benediktiner von San Girolamo zusammengefaßt und fortgesetzt wurden, noch heute fortgesetzt werden. Wenigstens einige Bücher des Testamentum vetus der Vulgata liegen nun kritisch gereinigt vor. Auch für die griechische Septuaginta wurde bereits im 16. Jahrhundert eine seit 1578 in Rom arbeitende mehrköpfige Kommission gebildet, die 1587 eine für lange Zeit grundlegende Septuaginta-Ausgabe erscheinen lassen konnte. Vom Ende des 19. Jahrhunderts wird sie nun allmählich ersetzt durch Arbeiten der Septuagintakommission der Göttinger Gesellschaft bzw. Akademie der Wissenschaften. Die vorhieronymianischen lateinischen Bibelübersetzungen unternahm vor mehr als 200 Jahren P. Pierre Sabatier. Nach Vorarbeiten einer Reihe von Gelehrten z. B. des Deutschen Roensch unternahm es der Münchner Pfarrer Denk die vielen zerstreuten Stellen zu sammeln und so einen neuen Sabatier vorzubereiten. Auf seinem Material fußend, aber es wesentlich ergänzend und mit gründlicher Kritik behandelnd, hat sich nun die Erzabtei Beuron ans Werk gemacht die Vetus Latina zuverlässig zu rekonstruieren, dank vor aller der außerordentlichen Tatkraft und Geschicklichkeit des P. Bonifaz Fischer O. S. B. Seine entsagungsvolle individuelle Leistung ist erstaunlich, jedoch hat P. Bonifaz nicht umhin gekonnt, seinen bisher noch kleinen Mitarbeiterstab zu erweitern und das ganze zu einem wissenschaftlichen Gemeinschaftsunternehmen werden zu lassen.¹

Es läßt sich bei der kurzen Besprechung dieser und anderer Arbeiten nicht vermeiden, daß ich von der Gegenwart spreche und in die Zukunft zu blicken versuche. Mein eigentliches Anliegen ist freilich, der Vergangenheit zu gedenken, in der Frühversuche

¹ Vgl. die 5 seit 1952 erschienenen Arbeitsberichte.

gemacht und oftmals wichtige folgenreiche Vorarbeiten geliefert sind. Biete ich so ein Hin und Her, ein Vorwärts und Rückwärts, so ist das nicht ein zufälliges Unvermögen, in meiner Darstellung chronologisch feste Linien zu ziehen, vielmehr der äußere und innere Drang und Zwang einst und jetzt, dereinst zu verknüpfen.

So kehre ich noch einmal zu den Dominikanern zurück. Das Bibelcorrectorium war nicht das einzige Gesellschaftswerk, das Hugo von Saint-Cher unter seinen Ordensbrüdern für die Heilige Schrift ins Leben rief. Er hat sich besonders hervorgetan durch die Bibelkonkordanzen.¹ Mit Bibelkonkordanzen war ihm der 1231 verstorbene Franziskaner Antonius von Padua vorausgegangen. Ähnlich wie schon seit vielen Jahrhunderten, z. B. um 700 Defensor von Ligugé in seinem *Liber scintillarum* unter bestimmten christlichen Stichwörtern Ansprüche der lateinische Bibel, der griechischen und lateinischen Kirchenväter und Kirchenschriftsteller – die einzelnen Gruppen nach der literarischen Herkunft getrennt – zusammengestellt waren, sammelte Antonius ausschließlich Bibelstellen und fügte sie unter einer Anzahl christlich-theologischer Termini hintereinander. An diesen *Concordantiarum moralium libri*, die z. B., bei der Vorbereitung von Predigten nützlich waren und ähnliche Werke bis ins 19. Jahrhundert bei Katholiken wie Protestanten nach sich zogen, scheint Antonius allein gearbeitet zu haben. Hugo von Saint-Cher machte sich an eine weit mehr umfassende Arbeit, indem er Verbalkonkordanzen anlegen ließ, die nicht sachlich, sondern alphabetisch geordnet die in der Heiligen Schrift gebrauchten Ausdrücke des Alten und Neuen Testaments aus den verschiedensten biblischen Büchern ohne Anspruch auf Vollständigkeit belegen. Die Herstellung muß bereits um 1230 erfolgt sein, da Antonius von Padua sie noch kennen gelernt und als teamwork charakterisiert hat. „*Dicitur a quibusdam fuisse commissum opus pluribus fratribus in diversis provinciis, ut unus faceret litteram, alius aliam, quia per alphabetum est liber ille ordinatus ad cicius inveniendum*“ heißt es bei Quétif-Echard² nach einer

¹ Außer Stegmüllers *Repertorium* (Anm. S. 16) s. auch Théry o. P., *Thomas Gallus et les concordances bibliques* in der Grabmannfestschrift 1935 p. 427-441 und die Artikel in den Encyklopädien.

² *Scriptores ordinis praedicatorum*. I (Paris 1719) p. 208.

mir nicht bekannten Quelle. In der ersten Fassung erhielt das Werk den Titel „Concordantiae breves“, „kurz“, da der Bibelwortlaut noch nicht mitgeteilt, sondern nur auf das biblische Buch und auf die von Hugo hergestellte Kapitel- und Abschnitteinteilung verwiesen wurde. Es hieß auch „Concordantiae S. Jacobi“; denn der Dominikanerkonvent Saint-Jacques in Paris war die zentrale Arbeitsstelle. Die Verteilung der Buchstaben und Wörter auf eine erhebliche Anzahl von Ordensangehörigen, z. T. Novizen, ist sicher. Indessen, wenn noch im 19. und 20. Jahrhundert von 500 Mitarbeitern geredet wird, so ist das eine Legende, die 1635 Pierre Louvet verbreitet hat, die jedoch bereits 1719 von Quétif und Echard als Übertreibung stark angezweifelt worden ist.

Noch zu Lebzeiten Hugos wurde die dominikanische Bibelkonkordanz 1252 wesentlich erweitert durch Beifügung des biblischen Wortlautes zu den sog. Concordantiae maximae sive Anglicanae, zwar auch wieder in Saint-Jacques, aber hauptsächlich durch 3 englische Predigermönche, die ihrerseits Hilfskräfte herangezogen haben dürften. In der Folgezeit, insbesondere nach dem 1263 erfolgten Tode des organisatorisch begabten Hugo von Saint-Cher ließ der Sinn der Predigermönche für gelehrte Gemeinschaftsunternehmungen sichtlich nach. Was Hugo und sein Kreis für die Bibel geleistet hatten, wurde allerdings nicht vergessen und gerade die Bibelkonkordanzen wurden weitergegeben, ergänzt, geändert, nachgeahmt. Durch den Dominikaner Konrad von Halberstadt um 1300 erhielten sie die Form der Concordantiae maiores. Für die Vulgata regte Johannes von Ragusa († 1444) eine Ergänzung an durch Einbeziehung aller Indeclinabilia, die früher nur zum Teil berücksichtigt waren. Den Anlaß dazu gaben Erörterungen über die Partikel „nisi“ und über die Praepositionen „ex“ und „per“. Johannes sah ein, daß ein einzelner Gelehrter dafür nicht genug Kraft und Zeit haben möchte; darum ließ er unter Leitung des Spaniers Johannes von Segovia Ordensschüler und Novizen die Sammlung vornehmen. Auf die vielen Wiederholungen und Verbesserungen der Vulgatakonkordanzen vom Ende des 15. Jahrhunderts bis ins 19. und 20. Jahrhundert will ich hier nicht eingehen, darf aber erwähnen, daß die ersten Konkordanzen des griechischen Neuen Testaments

erst aus dem 16. Jahrhundert stammen. Zeitlich steht das 1546 in Basel erschienene Werk des Ausburgers Sixt Birk = Xystus Betuleius an der Spitze, der mit seinen Schülern 10 Jahre daran gearbeitet hatte. In umfangreicherer Gestalt und mit vielen Verbesserungen wurden die griechischen Konkordanzen durch Robertus Stephanus erarbeitet. Dessen Sohn Henricus brachte das Werk zum Abschluß und 1594 in Großfolio zur Veröffentlichung. 1638 legte der Wittenberger Professor Erasmus Schmid eine noch genauere Neubearbeitung vor.

Es ist ferner zu bemerken empfehlenswert, daß die von den Dominikanern mit Erfolg begonnene Gemeinschaftsarbeit an der lateinischen Bibel und ihren Konkordanzen vorbildlich gewesen ist für Konkordanzen vulgärsprachlicher Bibelübersetzungen und für Konkordanzen nichtbiblischer Schriftsteller wie Homer, Shakespeare, Prudentius u. a., und daß die aus dem teamwork der Dominikaner nach und nach erwachsenen Konkordanzen der verschiedensten Art, zumal für den Philologen und Historiker außerordentlich wichtige Hilfsmittel sind, die wir kaum mehr entbehren können, keineswegs Eselsbrücken für denjenigen, der zu faul oder zu dumm ist, um sich intime Kenntnisse der betreffenden Schriften zu erwerben, vielmehr Anleitungen zur schnellen Text- und Zitatbestimmung, Anleitungen und Anregungen zum Vergleichen und zur tieferdringenden Beschäftigung.

Wenn man die Leistungen der mittelalterlichen Dominikaner und ihrer Nachfolger nicht unterschätzen will, muß man sich klarmachen, was eine elementare, aber oft nicht beachtete Erkenntnis ist, daß jene Männer ohne alle modernen technischen Hilfsmittel, z. B. ohne Schreibmaschinen, Photokopien und sonstige Vervielfältigungsarten arbeiteten, alles mit Augen und Händen machen mußten, Bibelexemplare vor sich hatten, deren Entzifferung auch für den geschulten heutigen Paläographen oft mühsam, jedenfalls zeitraubend ist, und daß ihr Beschreibmaterial nicht gerade bequem beschafft wurde. Wir benötigen heute Tausende und Abertausende von Papierzetteln einer ganz bestimmten Größe für die Verzettelung und Excerptierung der Wörter und Sätze, bestellen sie einfach in einer Papierhandlung und bekommen sie dann binnen kurzem in bestimmten Format gleichmäßig und fertig geliefert. Die abendländischen Mönche

des Mittelalters hatten keine Maschinen zum Schneiden, mußten sich selbst aus Pergamentbogen und Papierblättchen die Zettel mühsam zurechtschneiden, was bei großen Massen sehr zeitraubend war. Erst mit dem Aufkommen der gewerblichen Papierfabriken in großem Stil wurde das allmählich leichter. Selbst vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein war die Beschaffung relativ kleiner Blätter genormter Größe in großer Zahl durchaus nicht so einfach wie jetzt, wo wir die gewünschten Zettel, Karten, Kasten telephonisch zu kurzfristiger Lieferung bestellen können. Der einzelne Gelehrte, für den in solchen technischen Dingen der Bibliographie der Schweizer Konrad Gesner († 1569) ein praktischer Führer gewesen ist, geht ja oft primitiver vor, z. B. wenn er zu einem seiner Bücher ein Register der vorkommenden Personen, Orte, Sachen anfertigen will. Er kann die fraglichen Wörter mit den Seitenzahlen des gedruckten Textes schon während der Druckkorrektur einseitig auf Bogen schreiben, die Bogen sodann zerschneiden und das Zerschnittene schließlich in die gewünschte Ordnung bringen. So werden es die Dominikaner des 13. Jahrhunderts bei den Vorarbeiten zu ihren Konkordanzen auch gemacht haben; nur hatten sie es viel schwerer im Zitieren, mußten zuvor die Kapitel der biblischen Bücher in Verse und Abschnitte einteilen, was in der Tat frühzeitig zu beobachten ist. Sobald solche Einteilung vorlag, konnte der dominikanische Leiter des Gemeinschaftsunternehmens die Auswahlprinzipien feststellen und ihnen gemäß an verschiedene Ordensbrüder an verschiedenen Orten die verschiedenen Bücher zum Durcharbeiten angeben und, wenn sie die Excerpte nach Paris geschickt oder gebracht hatten, das eingelaufene Material so ordnen, daß sagen wir einmal unter dem Wort „iustus“ alle irgendwo in der Bibel vorkommenden Stellen mit „iustus“ usw. unter ein Schlagwort gebracht wurden.

Die Konkordanzen können sprachstatistisch von hohem Wert sein, sind jedoch keine sprachwissenschaftlichen Lexika. Die Wörterbücher der verschiedenen Sprachen haben eine langsamere Entwicklung durchgemacht, eine primitivere im Mittelalter, eine vielfältige und zu einem hohen Niveau strebende seit dem Beginn der Neuzeit. Ich maße mir nicht an und mute mei-

nen Hörern und Lesern nicht zu, daß hier die Geschichte auch nur der abendländischen Lexika von den Glossaren und Vokabularien bis zu den Werken des 20. Jahrhunderts verfolgt werde, greife bloß einige heraus, um etliche wissenschaftliche Gemeinschaftsunternehmungen an und neben die oft großartigen Individualleistungen zu reihen.

Man stellt oft Johannes Reuchlin an den Beginn der modernen Periode der lateinischen Lexikographie mit seinem zuerst in Basel 1475 erschienenen *Vocabularius breviloquus*. Trotz des Erfolges, den das Werk gehabt hat, ist es keine hervorragende Leistung des berühmten Mannes, fußt auf mittelalterlichen *Lexicis* und einem Guarino von Verona zugeschriebenen Vokabular, ohne die philologischen Bemühungen eines Lorenzo Valla und anderer Humanisten ernstlich verwertet zu haben. Verdienstlich ist der *Breviloquus* durch die größere Klarheit der Anordnung. Höher als Reuchlin muß man auf diesem Gebiet den Bergamasken Ambrogio da Calepio († 1511) stellen. Sein 1502, 1509, 1521 gedrucktes lateinisches Dictionnaire strebt nach Fülle, nach Korrektheit im Zitieren und im Erklären. Profanantike und Patristik sind im Calepinus ziemlich gleichmäßig beachtet, und zwar, wie es scheint, möglichst auf Grund direkter Lektüre der Quellen. Man tut gut, die Bedeutung des Italieners auch heute nicht zu unterschätzen. Der große französische Drucker Robertus Stephanus hatte sich nicht gescheut, 1532 Calepinus von 1502 zu wiederholen, machte aber dann, von Guillaume Budé u. a. beraten und unterstützt, aus dem 1 Calepinbande 1543 einen 3-bändigen *Thesaurus linguae Latinae*, ein Vorbild für seinen Sohn Henricus, der 1572 einen *Thesaurus Graecae Linguae* herausbrachte. Ihr Hauptinteresse galt dem antiken Sprachschatz. Beide Thesauri haben Epoche gemacht und sind mehrfach revidiert und ergänzt worden, der lateinische zuletzt 1749 durch J. M. Gesner, der griechische 1815–1828 in London, 1831–1865 in Paris, ein selbst jetzt noch nicht voll ersetztes Werk. Ähnliches, ja wegen des Mangels wirklich bedeutender Vorläufer noch viel höheres Lob gebührt den Glossaren der mittelalterlichen Latinität und der mittelalterlichen Graecität aus den Jahren 1678 und 1688 des Charles Du Cange. Dabei ist zu beachten, daß Du Cange keine sprachwissenschaftlichen Wör-

terbücher mit einem Streben nach Vollständigkeit liefern wollte, sondern in erster Linie alphabetisch geordnete antiquarische Sachglossare, weiterhin, daß diese Bücher im 18. und 19. Jahrhundert mehrfach beträchtlich erweitert worden sind, manches dem ursprünglichen Du Cange fehlt, anderes nicht von ihm herührt. Trotzdem sind gerade die Originalleistungen des Franzosen Du Cange bewundernswert. Und weiterhin preisen wir für die Erfassung der antiken Latinität bis zum Ausgang des Altertums Egidio Forcellini, der, angeregt von seinem mißgünstigen Lehrer Jacopo Facciolati von 1718–1753 das *Totius Latinitatis lexicon* ausarbeitete. Auch der Forcellini wurde seit Erscheinen mehrfach ergänzt und neuaufgelegt und ist noch für einige Jahrzehnte unentbehrlich. Calepinus, die Stephani, Du Cange, Forcellini hatten in der Hauptsache ihre Bücher allein hergestellt. In ihrer Tradition und in ihrer Dankesschuld stehen die lateinischen und griechischen Wörterbücher und Speziallexika des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die Ansprüche an den Lexikographen sind mittlerweile so zahlreich, verschiedenartig und schwerwiegend geworden, daß heutzutage es der Philologe kaum mehr wagt, den gesamten Schatz einer in vielen Jahrhunderten gewachsenen Sprache mit allen Wörtern, mit möglichst vielen Bedeutungs- und Gebrauchsbelegen als Einzelperson zu sammeln und in wissenschaftlich exakter Form darzubieten. Deshalb hat man dem Organisationsdrang der Moderne nachgeben müssen und für die Antike und dann auch fürs Mittelalter Gemeinschaftsunternehmungen großen Stils ins Leben gerufen.

Wir arbeiten seit 6 Jahrzehnten am *Thesaurus linguae Latinae*, der den gesamten Wortreichtum des Altertums erfassen, jeden einzelnen Ausdruck in seiner oft sehr mannigfaltigen Bedeutung und Verwendungsweise, seinen Konstruktionen usw. zeigen und möglichst reichlich, jedoch nicht vollständig belegen soll. Ich erkuhne mich nicht, die Geschichte des großen Werkes vorzutragen und zu schreiben, will nur die bewährte Organisation als gelehrtes Gemeinschaftsunternehmen mit einigen Strichen kennzeichnen, wobei ich von dem derzeitigen Generalredaktor Dr. Wilhelm Ehlers wesentlich unterstützt wurde.

Nachdem ein von W. Ritschl, K. Halm und A. Fleckeisen schon 1858 gefaßter Plan gescheitert war, nahm Ed. Wölfflin den Gedanken wieder auf, zumal in seinem 1883 begründeten Archiv für lat. Lexikographie und Grammatik. Die Verwirklichung wurde ausgelöst durch eine Denkschrift von Martin Hertz im Jahre 1891 und ihre Befürwortung von Theodor Mommsen. 1893 wurde das Unternehmen von den Akademien Berlin, Göttingen, Leipzig, München, Wien, denen sich später Heidelberg anschloß, übernommen. 1949 erfolgte dann nach langjähriger Förderung durchs Ausland endlich auch organisatorisch eine internationale Erweiterung. Nachdem die Hauptmasse der Texte in den Jahren 1894–1899 in München und Göttingen unter der Leitung von Eduard Wölfflin und Friedrich Leo, unter wissenschaftlicher Beratung durch Friedrich Bücheler (Bonn) durchgeführt war, wurde 1899 die Ausarbeitung in München konzentriert mit Friedrich Vollmer als erstem Generalredaktor und bald mit dem Druck begonnen. Im Laufe von rund 60 Jahren ist in Gemeinschaftsarbeit nach den alten und bewährten Richtlinien, die natürlich in einigen Punkten Modifikationen erfahren haben und nun durch eine Internationale Kommission und deren Geschäftsführenden Ausschuß zur Durchführung bestimmt werden, etwa die Hälfte des großen Werkes vollendet. Die Ausarbeitung erfolgt derzeit durch 1 Generalredaktor, 4 Bandredaktoren und 15 wissenschaftliche Mitarbeiter, denen 4 Hilfskräfte und 2 Sekretariatsangestellte beigesellt sind, in München. Wünsche und Vorschläge der Fahnenleser aus der Internationalen Kommission und einer Reihe anderer Gelehrter werden tunlichst berücksichtigt. Wie der Mitarbeiterstab sowohl Deutsche, Österreicher, Schweizer, Holländer, gelegentlich auch Spanier, Engländer, Schweden, Dänen u. a. umfaßt, werden die notwendigen finanziellen Mittel von verschiedenen Akademien und sonstigen Gelehrten Gesellschaften Europas und Nordamerikas und deutschen Landesregierungen nebst der Unesco aufgebracht, zur Zeit, indessen vor allem durch den Bayerischen Staat (München), die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Bad Godesberg) und das Bundesministerium des Innern (Bonn).

Die mittelalterliche Latinität zu erfassen ist seit dem 19. Jahrhundert ein oft geäußertes Desiderat der gelehrten Welt.

Nach Überwindung mancher Bedenken, nicht zuletzt nach Beseitigung der durch die beiden Weltkriege hervorgerufenen großen Störungen sind nun auch Gemeinschaftsunternehmungen, die die Lehren des Thesaurus linguae Latinae sich zunutze machen, im Gange, um das Glossar Du Canges zu ersetzen. Der „neue Ducange“ ist eine der Arbeiten der „Union académique internationale“, welche die in verschiedenen Ländern vorgenommenen Sammlungen zu einem großen Werk zu vereinigen gedenkt. Unsere deutsche Zentrale in München, der eine Arbeitsstelle in Berlin angegliedert ist, bereitet außerdem, unterstützt von den Wissenschaftsakademien in Berlin, Göttingen, Heidelberg, Leipzig, München, Wien und sehr wesentlich von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, ein zweibändiges Handwörterbuch der mittelalterlichen Latinität für die Zeit von etwa 500 bis 1280 vor. Obwohl die Zahl der Mitarbeiter verhältnismäßig gering ist, hoffen wir, dank der Energie und Umsicht von Dr. O. Prinz, verhältnismäßig bald mit dem Druck des 1. Faszikels beginnen zu können.

Es läge nahe, nun die Organisation des anderen großen Wörterbuches neuzeitlichen Ursprungs zu besprechen, das von Grimm für die deutsche Sprache gegründete, von der Berliner Akademie fortgesetzte Wörterbuch, das in Oxford erschienenene New English Dictionary von Murray, den von Hamburg aus geleiteten Griechischen Thesaurus, die Wörterbücher der Mundarten und viele andere mehr. Fast immer handelt es sich um Gemeinschaftsunternehmungen, die in der Art und Weise der Sammlung und Verarbeitung des Wortmaterials manchmal erheblich voneinander abweichen, aber doch als teamworks sich wieder nahestehen. Wenn ich nach einigen Überlegungen mich dazu entschlossen habe, nicht auf sie einzugehen, geschah das nicht aus Interesselosigkeit und in Geringschätzung ihres Wertes, sondern weil die auch nur in Kürze behandelten Beispiele großer lexikalischer Unternehmungen mir besonders nahe stehen, und weil ich die in dieser Abhandlung gebotene Übersicht vielseitig gestalten und nicht zu einem Buch anschwellen lassen möchte, das auch bei größerem Umfange kaum vollständig werden würde. Selbst im Druck will ich nicht verwischen, daß meine Stoffsammlung weniger für eine biblio-

graphische Encyklopädie als für einen einführenden Vortrag angelegt wurde.

Wenn ein Gelehrter das Wort Encyklopädie hört oder liest, dann erinnert er sich wohl daran, daß seit der Antike bis auf den heutigen Tag Bücher zusammengetragen werden, die den ganzen Wissensstoff oder das Wesentliche ausgewählter Disziplinen in einem Werk zu vereinigen sich bemühten oder bemühen. Man denkt etwa an den schon genannten Plinius und M. Terentius Varro, an die Arbeiten des Cassiodorus, des Isidorus Hispalensis, an Hrabanus Haurus, an des letzteren griechischen, etwas jüngeren Zeitgenossen Photios, an Suida, an Vincentius Bellocensis u. a. Sie haben untergeordnete Helfer gehabt, redigieren aber selbständig. Sachencyklopädien und Sprachlexika vermischen sich dabei häufig im Altertum wie im Mittelalter. Der Buchdruck hat solche Kompilationen ungemein erleichtert, was sich z. B. an Konrad Gesner und Antonius Possevinus zeigen ließe. Sie gewinnen an Beliebtheit, sobald man sich nicht einfach nur an Gelehrte, vielmehr an die weitgewordene Welt der Gebildeten wandte und eine der großen Vulgärsprachen zum Darstellungsmittel wählte. Das 17./18. Jahrhundert und insbesondere Frankreich werden da entscheidend. Noch Pierre Bayle¹ hatte in seinem zuerst 1697 erschienenen großen und für die damalige Zeit hochbedeutenden „Dictionnaire historique et critique“ so gut wie alles selbst geschrieben. Besondere Vorzüge besaß das Werk im Suchen über den augenblicklichen Wissenstand der Menschheit hinaus Wege zu einem neuen Weltbild zu finden, die geschichtliche Wahrheit nicht als erreicht und gegeben zu setzen und alle Meinungen zu prüfen, eine Encyklopädie nicht des Wissens, sondern erst einmal der Irrtümer und Schwächen zu liefern. Seit etwa 1740 begann man eine neue Encyklopädie zu planen, an deren Spitze Diderot und d'Alembert standen. Es ist hier nicht der Ort, auch nur einen Überblick über die Verschiedenheit der Encyklopädien im Abendlande seit der Antike zu geben, darauf einzugehen, wie seit Augustinus, Cassiodorus, Isidorus die

¹ Phil. Aug. Becker, Gottsched, Bayle und die Encyklopädie: Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer. XII (1927).

Bekanntgabe der Naturerscheinungen mit der Erklärung der Heiligen Schrift verbunden, die Erkenntnis des Schöpfers durch das Studium des Geschaffenen gesucht, das antike Wissen in der christlichen Lehrgestalt eingeschmolzen wird, wie z. B. mit dem Vordringen des Aristotelismus und seit dem Speculum des Dominikaners Vincenz und anderen Werken immer mehr der Stoff der Naturwissenschaften, Zoologie und Botanik, der Geographie, Mineralogie, Mathematik und Astronomie aufgenommen wird, und doch alles bei den meisten encyklopädisch gehäuftes, buchgebundenes Erfahrungswissen bleibt. Auch die Erörterung von Renaissance und Humanismus in ihrem Neuerfassen von Wissen und Weisheit vom Studium des Altertums her, in ihrer Neubetrachtung und lexikalisch-antiquarischen Sammlung des Griechischen und Lateinischen, in ihrem Verstehenwollen antiker Philosophie, Politik und Lebensweise überhaupt, in ihrem nicht nur polyhistorischen Bemühen um die Schilderung der jetztzeitigen Welt der ganzen Natur und des Geschehens u. a. mehr würde zu weit führen. Rabelais, Montaigne, Bodin, Descartes sind ohne Zweifel wichtige Vorläufer von Bayle, Diderot, d'Alembert. Aber noch Moreri schafft 1674 mit seinem „Grand dictionnaire historique et géographique“ im wesentlichen ein großes Realienwörterbuch. Bayle und vor allem die Encyklopädisten streben höher und erreichen in den Grenzen der Aufklärung Encyklopädien von Weisheit und Bildung, mit Kritik der nächsten Vergangenheit und der Gegenwart und im Vertrauen auf die Zukunft.

Uns geht an, ob die französische Encyklopädie¹ ein Gemeinschaftsunternehmen war. Ich möchte es eher eine von Diderot und D'Alembert geleitete und inspirierte Kollektivarbeit nennen, deren Artikel durch ein wohlüberlegtes Verweisungssystem auf einander bezogen sind. Diderot, der sich mit der Encyklopädie solidarisch erklärte, unterschied seine zahlreichen Beiträge gar nicht, Voltaire und Quesnay nur gelegentlich. Sonst arbeiteten

¹ Vgl. Fritz Schalk, Einleitung in die französische Encyclopaedie der französischen Aufklärung, München 1936; D'Alembert, Einleitung zur Encyklopädie von 1751, her. und eingel. von Erich Köhler, Hamburg 1955. Die Arbeit von Ch. Guyot, *Le rayonnement de l'encyclopédie en Suisse Française*, Neuchâtel 1955, ist mir leider erst während der Drucklegung bekannt geworden.

Rousseau, ebenso wie Voltaire nur zeitweise, Montesquieu, Buffon und viele andere mit: Gelehrte, Kleriker, Notare, Financiers, Journalisten, Politiker. Sie bildeten, wie das schon im Titel gesagt ist, eine „Société de gens de lettres“. „Die Schriftsteller arbeiten gemeinsam an einem Werk, und die Welt, zu der sie sprechen, ist nicht mehr eine begrenzte, sondern die Welt in dem völlig neuen Sinn der Öffentlichkeit; die Schriftsteller glauben sich an die gesamte Nation wenden zu können“ sagt Fritz Schalk (S. 50 f.) in seinem vorzüglichen Buch, das mir viel gegeben hat. Den Ausdruck „gemeinsam an einem Werk“ halte ich allerdings für mißverständlich, verfaßte jedoch jeder seinen Artikel so selbständig, daß oft ganz verschiedene Ansichten zum Ausdruck kommen. Schalk bemerkt selbst (S. 60): „Wenn ein Werk, an dem so verschiedene Autoren mitarbeiteten, trotzdem in der Öffentlichkeit als ein einheitliches wirken konnte, so nur, weil den Herausgebern die Diskrepanz verschiedener Weltanschauungen auf dem Grund der Solidarität bewußt war. Denn was sie einte und vor der Öffentlichkeit zum Stand, zur Gesellschaft der Schriftsteller zusammenschloß, das war eben ihre publizistische Mission. Ihr gemeinsamer Glaube an die Menschheit verband sie zu einer Kampfgemeinschaft, in der alles die Sache, nichts – das kommt in der Anonymität der Artikel sinnfällig zum Ausdruck – der einzelne gilt, dagegen trennte sie ihre jeweils verschiedene Philosophie und Kunst; sie sind einig in ihren Zielen und ihrem Wollen als Publizisten, der Verschiedenheit als Schriftsteller und Künstler aber sich bewußt.“

Die von den Zeitgenossen oft angegriffene französische Enzyklopädie hatte große und nachhaltige Erfolge, fand aber keine geschlossene Nachfolge im 19. und 20. Jahrhundert. Man konnte sie im Grunde gar nicht nachahmen. Als Wetzzer und Welte ihr Kirchenlexikon (in der 2. von Franz Kaulen 1883 ff. geleitet) als „Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften“ herausgegeben, lieferten sie gewiß ein noch heute wertvolles Nachschlagewerk „unter Mitwirkung vieler katholischer Gelehrten“, das in der allen Mitarbeitern gemeinsamen christlich-katholischen Weltanschauung einen Zusammenhalt hat, aber das Gebiet war beschränkt und nicht von dem geistigen Elan der Enzyklopädisten belebt. Das gilt auch für das

Kirchliche Handlexikon von M. Buchberger, 1907–12, u. seine Neubearbeitung im Lexikon für Theologie und Kirche, 1930–38, gilt für die Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche in der Bearbeitung von A. Hauck, 1896 ff., das Dictionnaire de théologie catholique u. a., für Werke, die für die Gelehrten aller Konfessionen sehr großen Wert besitzen, gilt für viele neuzeitliche Lexika des Abendlandes: es fehlt vor allem an einem einheitlichen Publikum, das mit den Menschen der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts parallelisiert werden könnte.

Zusammenfassungen des Wissens in lexikalisch-alphabetischer Form¹ sind auch in anderen Ländern in jener Zeit geliefert worden, so durch Ephraim Chambers 1728 in England, durch Johann Heinrich Zedler († 1763) seit 1732 in Halle und Leipzig mit dem großen vollständigen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste in 64 Bänden und mehreren Supplementen für Deutschland.² Gerade Zedlers Werk ist noch heute ein gesuchtes und gern benutztes Hilfsmittel, obwohl es nicht den Esprit der Franzosen aufweist. Mit Zedler, dem 9 Mitarbeiter zur Verfügung standen, wird die Reihe der großen Konversationslexika³ nicht zwar erst eröffnet, aber allenthalben zur Beliebtheit gebracht. Die Kritik Goethes, der von ihnen einmal gesagt hat, sie seien „die großen Krambuden der Literatur, wo jeder sein Bedürfnis pfennigweise nach dem Alphabet abholen kann“, hielt weder bei uns den Siegeslauf der Brockhaus, Pierer, Meyer, Herder, Knaur im 19. und 20. Jahrhundert noch in anderen Ländern und anderen Verlagen und anderen Sprachen auf. Wir brauchen auf diese Kollektivunternehmungen, in denen die vielen einzelnen, zumeist nicht genannten Mitarbeiter so gut wie selbständig sind, nicht näher einzugehen. In konzentrierter Form können sie jedermann über den derzeitigen Stand des Wissens in Kürze unterrichten, sind angesichts der Fülle des Gebotenen

¹ Vgl. Georg Schneider, Handbuch der Bibliographie, Leipzig 1930, S. 138 ff.; Encyclopaedia Britannica. VIII (1953) p. 424–431; Werner Schuder, Universitas litterarum, Berlin 1955, S. 18 ff.

² Vgl. G. Schneider, a.a.O. S. 426 f. und den allzu kurzen Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie. XLIV S. 741 f.

³ E. H. Lehmann, Geschichte des Konversationslexikons, Leipzig 1934.

unentbehrlich und werden tagtäglich von vielen gebraucht, die sich schnell orientieren wollen. Auch die zahlreichen Speziallexika für bestimmte Wissensgebiete können hier nicht behandelt werden.

Meine Blicke richten sich wieder in die mehr oder weniger ferne Vergangenheit zurück und suchen weiter nach Antworten auf die Frage, ob nicht schon in früherer Zeit, zumal vom Ende des Mittelalters ab, Versuche gemacht worden sind, große wissenschaftliche Unternehmungen in gemeinsamer Arbeit durchzuführen. Richard Meisters wertvolle Übersicht steuert, für einen universitätsgeschichtlich interessierten Akademiehistoriker begreiflich, aber wissenschaftlich etwa zu schnell, auf die Gemeinschaftsarbeiten der Universitäten und der Gelehrten Gesellschaften zu. Dabei ist jedoch ganz klar, daß die europäischen Hochschulen vom Mittelalter ab immer mehr Lehranstalten wurden und sich erst im Laufe der letzten 150 Jahre offen zu der doppelten Aufgabe Unterricht und Forschung bekannten, auch heute und zwar mit besonderem Nachdruck diese Zweifachheit der Verpflichtung betonen, aber bei dem Anwachsen des Lehrstoffes und der Lernenden, womit die Vermehrung der Unterrichtenden nicht Schritt hält, notgedrungen die Forschungsarbeit zwar in den Seminaren und Instituten weitgehend vorbereiten, aber die Durchführung vorwiegend dem einzelnen, sei er nun Professor oder Professorschüler überlassen, jedoch nur selten die Zeit und Möglichkeit gefunden wird, im Universitätsrahmen Gemeinschaftsunternehmungen durchzuführen. Bei den Akademien ist es so, daß sie in der Frühzeit nur Ansätze zu wissenschaftlicher Zusammenarbeit machen, vom 15. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, erst allmählich sich zu Organisationen zwecks der Lösung bestimmter großer Aufgaben entschließen. Dafür sind die verschiedenen Kommissionen gegründet worden.

Ein Anfang wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit und ein Vorläufer der organisatorischen Unternehmungen unserer neuzeitlichen Akademien war es z. B., als sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts Männer aus Verona, Padua, Mantua zu einer antiquarischen Bruderschaft zusammantaten und im Jahre 1464 einen einzigen Ausflug an den Gardasee machten. An ihrer

Spitze 2, die man zu Konsulen des Unternehmens gewählt hatte, so den Künstler Andrea Mantegna, außerdem als Sekretär oder Prokurator Felix Felicianus aus Verona, der die Exkursion beschrieb.¹ Ihre Aufgabe und ihr Erfolg war das Aufspüren und Kopieren von 22 alten Inschriften. Gewiß ein bescheidenes Ziel und Ergebnis, bescheidener als die Bemühungen manches einzelnen Gelehrten, von denen wenigstens Cyriacus von Ancona, Fra Gioconda von Verona, Konrad Peutinger, Petrus Apianus und Bartholomaeus Amantius von Ingolstadt, Janus Gruterus genannt seien. Alle diese und andere Leistungen wurden schließlich übertroffen, als im 19. Jahrhundert die Berliner Akademie systematisch alle griechischen und lateinischen Inschriften der Antike zu ermitteln und herauszugeben übernahm im *Corpus inscriptionum Graecarum*, das August Boeckh von Buttmann und Niebuhr unterstützt, vorschlug und durchsetzte, im *Corpus inscriptionum Latinarum*, das der Initiative des einfallsreichen, arbeitsgewaltigen, genialen Theodor Mommsen zu verdanken ist. Er war der Organisator und erarbeitete vieles selbst, hatte aber auch wichtige Helfer in Henzen, de Rossi, Hübner, Zange-meister, Schöne, Hirschfeld, Dessau, v. Domaszewski, Mau u. a.

Man könnte aus den Gebieten der griechisch-römisch-byzantinischen Altertumskunde als Kollektivunternehmungen noch nennen das Bonner *Corpus scriptorum historiae Byzantinae*, die zuerst von Pauly und Wissowa geleitete Realencyklopädie, das rüstig fortschreitende *Corpus vasorum antiquorum*, das unter der Obhut der Union académique internationale steht, das *Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum* der Wiener Akademie,² und manches andere. Gewisse Rahmenvorschriften sind jeweils gegeben. Die einzelnen Bände oder Artikel werden auf eine oft große Zahl von Gelehrten verteilt, die dann selbständig vorgehen, je nach der Strenge oder Weitherzigkeit der Leiter und Bestimmungen ihre Sammelergebnisse in knapper oder weitläufiger Form vortragen.

Ich glaube mir in meinem Überblick Beschränkungen auferlegen zu müssen. Eine Bevorzugung deutscher Leistungen ist keines-

¹ Vgl. O. Kristeller, Andrea Mantegna (1901).

² Beachtliche Kritik bei Jos. de Ghellinck, *Patristique et Moyen Age*. III (1948) p. 475.

wegs gewollt, wenn ich auch unwillkürlich hauptsächlich von Arbeiten spreche, die mir nahestehen. Als Traubeschüler war und bin ich mir stets des Meisters dringenden Wunsches bewußt: „Gott schütze uns vor nationalem Hochmut!“ (Vorl. n. Abh. I 71). Vieles muß, wofür ich Verständnis von meinen Lesern erhoffe, übergangen, indessen einiger Publikationsreihen der Patristik und der Geschichtswissenschaft besonders gedacht werden.

Daß wissenschaftliche Gemeinschafts- oder Kollektivunternehmungen im abendländischen Mittelalter nur sporadisch und im Grunde noch primitiv auftreten, trotzdem Mönchsorden wie die Dominikaner leicht einen großen Mitarbeiterstab finden konnten und bis zu einem gewissen Grade zuweilen auch fanden, erklärt sich nicht aus der Geschichte des Ordenswesens, aus der Konzentration z. B. der Predigerbrüder auf die Kanzel, auf die Mission und die Inquisition, welche letztere mit dem Ablasshandel die gelehrte Zielsetzung stark in den Hintergrund schob, sondern aus den mittelalterlichen Verhältnissen und Möglichkeiten überhaupt. Solange die korporativ angestrebten Arbeitsergebnisse nur auf die Fixierung in handgeschriebenen Büchern beschränkt wurden, war die Wirkung und Beispielgebung außerordentlich erschwert. Erst nach der Erfindung und Ausbreitung des Buchdruckes, der sich der fortgeschrittenen Papierfabriken und der Vorteile eines hochentwickelten Städtewesens bedienen konnte, versprach und erreichte die wissenschaftliche Zusammenarbeit dauernden oder doch langwährenden Erfolg und große Verbreitung. Tatsächlich häufen sich erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Gemeinschafts- und Sammelunternehmungen.

Vorbilder lieferten bezeichnenderweise die Druckereien und Verlage. Besonders Venedig und Basel ragten frühzeitig hervor, in Venedig Daniel Bomberg fürs Hebräische, Aldus Manutius für die griechisch-römische Antike, in Basel zuerst die Amerbach und Froben für die Patristik und Altphilologie. Andere Städte, so Paris, Lyon, Genf, Köln usw. folgten bald. Die großen Drucker bemühten sich selbst und durch gelehrte Agenten handschriftliche Vorlagen für die zu publizierenden alten Texte aus Bibliotheken nah und fern zusammenzusuchen, zu entleihen, kopieren

zu lassen, bildeten sich einen Stab von Gelehrten zur kritischen Bearbeitung, stellten Setzer mit wissenschaftlichen Kenntnissen an und beschäftigten gelehrte Korrektoren, die nicht nur den mechanischen Druck überwachten, sondern in die Textkritik eingriffen, oftmals mit philologischen Herausgebern identisch waren. Dazu kamen andere, die den Auftrag erhielten, die Bücher einzuteilen, Tabellen, Register, Annotationes für die Blattränder und die Anhänge anzufertigen. Für die Augustinus-Ausgabe bei Amerbach und Froben hat 1948 von neuem und nachdrücklich Jos. de Ghellinck auf dieses teamwork hingewiesen, ich selbst habe seit meiner Studenzeit vor mehr als 50 Jahren aufmerksam das Zusammenwirken verschiedener Basler Drucker mit bedeutenden Gelehrten wie Desiderius Erasmus von Rotterdam, Johannes Reuchlin, Beatus Rhenanus, Johannes Sichardus, Simon Grynaeus, Sigismundus Gelenius verfolgt und auch öffentlich behandelt, ein Zusammenwirken, das für das Aufblühen philologischer Kritik wichtig gewesen ist und im modernen wissenschaftlichen Verlagswesen trotz der stärkeren Technisierung und Vergeschäftlichung noch deutlich nachklingt. Einzelheiten müssen hier unterdrückt werden, wie reizvoll es auch ist die Gemeinsamkeit des harmonischen Strebens von Verlag, Druckerei und Wissenschaft zu behandeln und als wichtig bleibend zu betonen. Daß der aus Lauingen an der Donau stammende und lange in Augsburg wirkende Gräzist Hieronymus Wolf mit dem Basler Drucker Johannes Oporinus (Herbst) an einem Corpus byzantinischer Historiker arbeitete, sich die Unterstützung von Ludovicus Carinus, Jeremias Martius, Wilhelm Xylander, Johannes Dernschwam, Caspar von Nidbruck, u. a. sicherte, und daß hinter ihnen der Kaufherr Anton Fugger, nach dessen Tode Marcus und Johannes Fugger standen, Anton nicht nur als Geldgeber und Förderer, sondern auch als maßgebender und oftmals herrisch drängender Forderer bei der Auswahl des Papiers nach Güte und Format, bei der Bestimmung des Druckbeginns, bei der Wahl der Typen, bei der Überwachung der Druckkorrektur, das habe ich, Untersuchungen von Fritz Husner (Basel) benutzend und ergänzend, kürzlich noch einmal im ersten Bande meiner bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erschienenen und erscheinenden Geschichte der alten Fuggerbibliotheken

dargestellt, und ich könnte das auch bei anderen Veröffentlichungen anderer Verleger und Gelehrten vielfach belegen.

Wir kehren, um nicht abzuschweifen, zu den Kirchenvätern und ihrer Behandlung in und seit dem 16. Jahrhundert kurz zurück. Straff als teamwork angelegt wurden die bei Christoph Plantin verlegten Kirchenväterausgaben. 1570 bestimmte der Theologieprofessor Thomas Gozée, der bereits 200 Handschriften dafür gesammelt hatte, den rührigen Drucker zur Ausführung des Projektes, an dessen Spitze die Werke Augustins stehen sollten und auch 1576/77 erschienen. Gozée war bereits im März 1571 gestorben, ihm als Generalredaktor Johannes Molanus gefolgt. Wie sein Vorgänger setzte dieser 16 Theologi Lovanienses als Herausgeber ein. 64 Theologen kollationierten, setzten die Varianten auf die Ränder früherer Ausgaben und übergaben dann das Material den 16 Editoren, die über die Lesarten und ihre Berücksichtigung entschieden. Man nahm Augustinschriften auf, die Amerbach noch gefehlt hatten, sowie Apocrypha in Appendices, fügte Castigationes, d. h. einen Variantenapparat, und umfangreiche Register an. Ohne Zweifel wurden große Fortschritte erzielt, indessen war man zu schnell vorgegangen, in der Auswahl der Mitarbeiter nicht immer glücklich gewesen und hatte zwar viele, aber fast nur belgisch-holländische Codices herangezogen, die an Zuverlässigkeit zurückstanden hinter der italienischen Überlieferung, wie sie Rom, Florenz, Mailand u. a. boten und bieten, hinter dem französischen, spanischen und deutschen Material. Trotzdem war der Erfolg groß und dauerte an, bis rund 100 Jahre danach die Benediktiner der Maurinerkongregation mit ihren Ausgaben an die Öffentlichkeit traten. Zwischen den Gemeinschaftsunternehmungen der Löwener und der Mauriner machte sich dank Papst Pius V. u. a. auch der Vatikan¹ an ein teamwork für die griechischen und die lateinischen Väter, das meiste allerdings nicht zur Veröffentlichung bringend, z. B. nicht die uns handschriftlich erhaltenen Vorarbeiten für eine neue Augustinusausgabe.

¹ Vgl. Giov. Mercati in den Studi e Testi. LXXVIII (1913) p. 201–274, LXXXI (1941) p. 57–171; Jos. de Ghellinck, a.a.O. (vgl. Anm. 20) p. 404sq. Auch oben S. 18.

Von München aus verfolgten um 1580 die Jesuiten – ich wiederhole z. T. wörtlich, was Otto Hartig¹ darüber gesagt hat – verschiedene literarische Pläne, in denen der Herzoglichen Bibliothek eine besondere Rolle zugedacht war. Man wollte unter Benutzung der kurz zuvor angekauften Bücher des Hans Jakob Fugger ein Schriftstellerinstitut zur Bekämpfung der Haeretiker ins Leben rufen: Konzilsakten, Papstbriefe, griechische und lateinische Kirchenväter, kirchengeschichtliche Werke sollten herausgegeben werden. Jedoch wurde wenig des reichen Programms in die Tat umgesetzt.

Die glänzendsten Zeugnisse fruchtbarer wissenschaftlicher Zusammenarbeit haben seit dem 17. Jahrhundert die Bollandisten der Societas Jesu und die französische Congregatio S. Mauri der Benediktiner geliefert, Beispiele, die auch den gelehrten Akademien, Gesellschaften, Kommissionen von Laien und Geistlichen des 18., 19. und 20. Jahrhunderts Vorbilder und Impulse gegeben haben und weiterhin geben können. Voll Dankbarkeit erwähne ich, daß uns, als wir jung waren, Ludwig Traube († 1907) stets von neuem in seinen Vorlesungen und Übungen auf die gelehrten Taten der beiden Orden hingewiesen, uns ihre Werke gezeigt, das Individuelle und das Korporative der Leistungen hervorgehoben hat.

Schon Heribert Rosweyd († 1629) hatte einen Plan für die *Acta Sanctorum* entworfen.² Als der Kardinal Bellarmin davon Kenntnis bekam, nach dem Alter des kühnen Gelehrten fragte und erfuhr, daß er etwa 40 Jahre alt sei, erklärte er, wenn jener sein Ziel erreichen wolle, müsse er etwa 200 Jahre leben. Nach Rosweyds Tode übernahmen erst einmal 3 Patres die Arbeit. Johannes Bollandus trat an die Spitze und gewann Gottfried

¹ Die Gründung der Münchner Hofbibliothek, München 1917, S. 100f.

² Über die Bollandisten handeln z. B. P. Hipp. Delehaye, *À travers trois siècles. L'oeuvre des Bollandistes*, Brüssel 1920; Paul Peeters; *L'oeuvre des Bollandistes où la continuité de la tradition bollandienne: Mémoire de l'Académie Royale de Belgique. Classe des lettres. t. XXXIX 4 (1942); ders., Figures bollandiennes contemporaines (1948)*. Ferner die Artikel in der *Catholic encyclopaedia. t. II*, im *Dictionnaire de l'histoire et de géographie ecclésiastique. IX*; über Rosweyd, Papebroch u. a. Artikel in der *Biographie nationale de Belgique*.

Henschen und Daniel Papebroch zu Mitarbeitern. 1643 konnte der erste Band erscheinen. Wenn heute nach mehr als 300 Jahren das Hauptwerk noch nicht abgeschlossen ist, so ist das zu erklären einmal daraus, daß gleichzeitig immer nur wenige die Last und Verantwortung der zahlreichen Anfragen, Kollationen und der Verarbeitung des Materials getragen haben, daß mehrfach schwere Störungen von außen gekommen sind, aber auch daraus, daß man in den meisten Fällen sehr sorgsam gearbeitet hat. Der jeweils kleine Kreis der Bollandisten, der jetzt mit P. Maurice Coens als Präsidenten in Brüssel wirkt, hat in der Vorbereitung und der philologisch-historisch fundierten Herausgabe der *Acta Sanctorum* und in seiner Zeitschrift *Analecta Bollandiana* Außerordentliches geleistet, für das die Theologen, Philologen, Historiker aller Konfessionen immer wieder dankbar sein müssen. Die benediktinische Maurinerkongregation,¹ die ungefähr gleichzeitig mit den Bollandisten an die wissenschaftliche Arbeit herantrat, aber in den Stürmen der großen französischen Revolution für die Dauer unterging, beschränkte sich nicht auf ein einziges Thema. Unter Aufbietung vieler Ordensbrüder zu gemeinschaftlichem Wirken und in entsagungsvollem Forschen einzelner hervorragender Mitglieder hat die Maurinerkongregation durch große kritische und erklärende Ausgaben geistlicher Texte des Christentums der Vergangenheit (Augustinus, Bernhardus Claraevall. u. a.), durch grundlegende historische Quellensammlungen, durch bahnbrechende Bücher zur Paläographie, Diplomatik, Chronologie, zur Ordensgeschichte, durch die imposante *Gallia christiana* und die reichhaltige *Histoire littéraire de la France* u. a., in einem Zeitraum von nicht einmal 2½ Jahrhunderten, als die Bedeutung der Wissenschaftsakademien in Europa noch bescheiden war, soviel hervorgebracht, daß wir ehrfurchtsvoll staunend vor den Maurinerleistungen stehen, wieviel auch nunmehr veraltet und durch emsiges Arbeiten vieler Kreise und Persönlichkeiten im Laufe der letzten 150 Jahre berichtigt, ersetzt, erweitert worden ist. Zumal der Erforscher des Mittelalters bleibt immer in der Dankesschuld den Bollandisten wie den Maurinern gegenüber. Die Zugehörigkeit zu einer an-

¹ Insbesondere Jos. de Ghellinck, *Patristique et Moyen Age*. III, dort auch ältere Literatur vermerkt.

deren christlichen Konfession spricht bei der Wertung gar nicht mit.

Mein Herausheben der Bollandisten und Mauriner besagt nicht, daß sie mit ihren Plänen und Werken allein in ihrer Zeit gestanden hätten. Seit der Gegenreformation konnten, wie an einzelnen Beispielen schon gezeigt, der Vatikan als die Zentrale der katholischen Kirche und die geistlichen Orden als Zusammenfassungen vieler Personen leichter als Laien große wissenschaftliche Pläne verfolgen.

Aber auch weltliche und nichtkatholische Gelehrte taten sich zusammen. Da möchte ich insbesondere auf die Magdeburger Zenturien¹ hinweisen, die zur Erforschung der Quellen und Darstellung der kirchengeschichtlichen Entwicklung des Christentums klug durchorganisiert waren. Die Anregung ging von Mathias Flacius Illyricus aus, der nach vielen Reisen und Korrespondenzen mit Geldgebern (weltlichen Fürsten, z. B. Ottheinrich von der Pfalz, Finanzleuten wie den Fuggern, auf die J. B. Heintzel und Archilles Pirmin Gasser einwirkten) 1557/58 die Organisation anlegte: 5 Gubernatores oder Inspectores (M. Flacius, Ebeling Aleman, Martin Copus, Johannes Wigand, Matthaeus Judex) führten den Vorsitz, stellten die Mitarbeiter an, prüften deren Tätigkeit und arbeiteten selbst Teile aus, leiteten die Finanzen. Zuerst wurden durch 7 Studiosi nach Einweisung in ein von den Inspektoren aufgestelltes Schema sorgfältig die Quellen für die einzelnen Jahrhunderte excerpiert. 2 sogenannte Architekten sahen die Auszüge durch, gaben an, was und in welcher Ordnung die Excerpte zu verarbeiten seien, was sie selbst verarbeiteten. Dabei wurden sie von den mitwirkenden Inspektoren überwacht und beraten. Mindestens ein Amanuensis hatte das Erarbeitete ins Reine zu schreiben. Die Gubernatoren sahen durch, ließen die Artikel zusammensetzen und die ganzen Centurien, d. h. jahrhundertweise, in 16 Ab-

¹ W. Preger, Flacius Illyricus und seine Zeit, Erlangen 1859 u. 1861; Schaumkell, Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien, Ludwigslust 1898; J. W. Schulte, Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Magdeburger Centurien, Neisse 1877; K. Schottenloher, Pfalzgraf Ottheinrich und das Buch, Münster i. W. 1927, S. 44 ff.

schnitte bringen. Schon in der Mitte des Jahres 1557 waren die 3 ersten Centurien im Manuskript fertig und 1559 konnten sie in Basel gedruckt werden. Von 1560–1574 erfolgte die Veröffentlichung der 4. bis 13. Centurie. Die 3 noch fehlenden Centurien waren 1587 fast fertig, als Wigand, der Haupthelfer und Nachfolger des Flacius, starb, sie kamen nicht mehr zum Druck, liegen jetzt handschriftlich in Wolfenbüttel, das ja auch das Meiste aus der Bibliothek des Mathias Flacius Illyricus besitzt. Dank der geschickten Organisation gelang es also in der kurzen Zeit von 30 Jahren das Riesenwerk im wesentlichen zu vollenden, während etwa ein Fünftel ungedruckt blieb. Trotz mannigfacher Mängel eine erstaunliche Leistung, die in schnellem Tempo geliefert wurde und umso mehr anzuerkennen ist, als das Material zum meist mit großen Strapazen beschafft werden, das Geld gleichsam erbettelt werden mußte, keine modernen Hilfsmittel zur Verfügung standen, und die besonders an dem Werk interessierte evangelische Kirche zerspalten war, und man von Anfang an mit der starken Opposition der katholischen Kreise zu rechnen hatte. Gegenschriften, ja Gegenwerke blieben auch nicht aus. Am bekanntesten und meistgelesen wurden von den Schriften, die das Zenturienwerk ersetzen sollten, die *Annales ecclesiastici* des Caesar Baroni^us († 1607). Ganz allein durchging er das fast unermessliche Material. „Ich habe allein die Kelter getreten“, antwortete er einem Bischof, der ihn nach der Zahl seiner Sekretäre fragte. Dieses Einzelgängertum bewirkte, daß er sein an sich tüchtiges Werk nicht fertigstellen und so die Centurien nicht voll widerlegen konnte. Erfreulicherweise haben aber einsichtige Vertreter der römischen Kirche, z. B. Janssen und Pastor, den Aufschlußreichtum und die Anregungskraft der Magdeburger Centurien nicht verkannt. Noch heute läßt sich vieles aus den Folianten, die auch ganz verschollenen Quellenstoff benutzt haben, lernen. Man sollte sie nicht wie Gift verschließen, sondern, etwa mit den Entgegnungen, gerade den jungen Historikern leicht zugänglich machen.

Weiterhin ging schon frühzeitig ein wichtiger Antrieb zur Gemeinschaftsarbeit von den seit den Tagen des Humanismus sich bildenden Societäten und Gesellschaften aus. Die von

den humanisten Gelehrtenkreisen geschaffenen Akademien hatten freilich keinen dauernden Bestand. „Dagegen erwuchs“, wie R. Meister sagt (S. 10f.), „ein neues Motiv für die Gründung gelehrter Gesellschaften aus der Notwendigkeit der Normalisierung der lebenden Sprachen. Wieder ging Italien voran mit der 1582 gegründeten Accademia della Crusca, die ihre Aufgabe in der Herstellung des die Hochsprache normierenden Vocabolario della Crusca erfüllte. Das nämliche Ziel stellte sich in Frankreich die 1629 in Paris zunächst als private Vereinigung geschaffene Académie Française, 1694 erschien dann die erste Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie. In Deutschland entstand eine ganze Reihe von Sprachgesellschaften. – Der entscheidende Antrieb zur Schaffung von Vereinigungen für wissenschaftliche Zusammenarbeit ging aber von dem Aufstieg der Naturwissenschaften aus. – Eine wirksame Förderung solcher Bestrebungen kam auch aus deren programmatischer Erörterung durch Vertreter der Wissenschaft und Pädagogik. Francis Bacon verlangte in der Schrift *De dignitate et augmentis scientiarum* von 1623 die Zusammenfassung aller wissenschaftlichen Kräfte zu gemeinsamer Forschungsarbeit und Verbreitung neuer Erkenntnisse und Erfindungen“. Meister nennt dann außer Comenius die Gründungen der Royal Society und der Académie des Sciences, kommt dann auf die verschiedenen Bemühungen von Leibniz zu sprechen, der in Hannover, Wien, Berlin Zentren zu schaffen versuchte, das Statut einer kaiserlich-deutschen historischen Sozietät „mit dem Ziele, durch die Arbeit einer größeren Zahl von Gelehrten nach einem einheitlichen Plan, Annalen des deutschen Reiches zu schaffen“, entwarf und den Anstoß dazu gab, daß 1700 in Berlin eine „Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften“ gestiftet wurde, die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Sie, deren Geschichte und intensive wie extensive Tätigkeit, Adolf von Harnack (1900) meisterhaft geschildert hat, bedeutete den eigentlichen Anfang und in manchem das Muster der Wissenschaftsakademien des deutschen Sprachbereichs. Lange Zeit kam es nicht zu Gemeinschaftsunternehmungen von Rang, wenn auch z. B. die Historische Klasse der 1759 gegründeten Kurfürstlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München mit dem 1763 erschienenen 1. Bande der Monumenta

Boica einen gewichtigen Schritt wagte. Nachdem der große mit Plänen der Zeit vorauseilende Leibniz gestorben war, bis etwa Mitte des 19. Jahrhunderts treten unsere deutschen Akademien mehr in Einzelleistungen als durch Organisation großer wissenschaftlicher Arbeiten hervor.

Fast im ganzen 18. Jahrhundert wagen und wirken vor allem die Mauriner noch mehr als unsere gelehrten Gesellschaften. Sie wirken befruchtend auch nach Deutschland und Österreich hinein, beeinflussen den Melker Benediktiner Bernhard Pez, lassen Ziegelbauer und Legipontius um 1750 eine Societas deutscher Benediktiner planen, die nicht zustande kam, und regen zumal den Fürstabt von St. Blasien Martin Gerbert lebhaft an. Gerbert plant und beginnt unter anderem das Gemeinschaftsunternehmen der „Germania sacra“, über das uns 1921 Georg Pfeilschifter des Näheren unterrichtet hat. „Den Maurinergeist, den Gerbert selbst mit Kongenialität in sich aufgenommen hatte, hat er in seinem Kloster auf seine Mitbrüder übertragen. Wissenschaftliches Streben und gelehrte Tätigkeit der Mönche waren der genius loci im Gerbertschen St. Blasien. Maurinergeist aber bedeutet ungeheuren selbstlosen Fleiß um Gotteslohn in der vollständigen Sammlung der Quellen; bedeutet systematische Bearbeitung dieses Stoffes mit Hilfe der besonders ausgebildeten Hilfswissenschaften, um zur echten und zuverlässigen Überlieferung vorzudringen; bedeutet durchaus ehrliche, nur die Wahrheit suchende Behandlung des historischen Stoffes; bedeutet nach allen diesen Seiten hin großartig organisierte, unabhängige Geistesarbeit“ (a.a.O. 45). Ich darf die von Pfeilschifter zitierten Worte aus der Geschichte der neueren Historiographie (München 1911) von E. Fueter hinzufügen: „Die gelehrten Benediktiner, die sich zur Kongregation des heiligen Maurus zusammenschlossen, haben es gewiß verdient, daß die neue Richtung der Geschichtsforschung nach ihnen den Namen führt. Keine andere Gruppe hat so Großes geleistet, keine andere verkörpert den Geist der neuen gelehrten Geschichtsschreibung in so vollkommener Weise. – Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ohne die Klosterorganisation ein großer Teil ihrer Werke anders ausgefallen oder überhaupt nicht geschrieben worden wäre. Wo gab es damals außerhalb der großen Ordens-

gesellschaften eine wissenschaftliche Institution, die zweckmäßig gelehrte Arbeitsteilung und Kontinuität der Forschung garantierte und zugleich ihre Mitglieder vor den Launen der Regierung und des Publikums sicherstellte? – Nur die Orden stellten ihre gelehrten Forschungen finanziell und politisch selbständig“. Pfeilschifter fährt dann fort mit dem Satz (S. 46): „Alles das gilt mutatis mutandis auch für St. Blasien in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.“ Aber Martin Gerbert starb 1793, ehe er die *Germania sacra* weit genug geführt hatte, und seinen Mitarbeitern wurde durch die französische Revolution und die Saekularisation des Reichsdeputationshauptschlusses der Boden und die Möglichkeit der Weiterarbeit entzogen. Nun, die Gerbert, Ussermann, Treugart usw. hatten ihre Opfer nicht umsonst gebracht: der großartige Gedanke einer *Germania sacra* ist seit 1908 durch Paul F. Kehr und Albert Brackmann wieder aufgenommen worden.

Nach der Auflösung der Maurinerkongregation und der Aufhebung des Stifts St. Blasien haben, meines Wissens, die Benediktiner, die in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder in Klöster einzogen, niemals wieder bis heute große Gemeinschaftsunternehmungen, abgesehen etwa vom Bibelinstitut San Girolamo in Rom und der *Vetus Latina* in Beuron, den Byzantinischen Instituten in Scheyern und Ettal, gewagt, da ihre Kräfte zu sehr durch Schule und Seelsorge in Anspruch genommen wurden. Anders die Franziskaner, die sich in Rom und Quaracchi an kritische Ausgaben von Bonaventura, Alexander von Hales, Johannes Duns Scottus machten, und die Dominikaner, die sich in Rom und Köln der Edition der Werke von Thomas Aquinas und Albertus Magnus zuwandten. Aber die Arbeiten der Mauriner lebten trotzdem weiter. Auch das hat mir als Studenten, obwohl ich „Deutschlands Geschichtsquellen“ von Wilhelm Wattenbach längst als blutjunger Gymnasiast gelesen und ausgezogen hatte, vor allem wieder Ludwig Traube klargemacht. Er sagte z. B. in einer von mir gehörten und späterhin veröffentlichten Vorlesung einmal (I 60) von der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, sie „ist herausgewachsen aus der alten Académie Française – knüpft in vielem an die Mauriner an. Der letzte Benediktiner

Dom Brial war 1805 in die Académie aufgenommen, mit ihm zog der Geist der Mauriner in sie ein. Sie setzt noch heute die von jenen begonnenen großen Unternehmungen fort: die *Historie littéraire de la France* und den *Recueil des historiens des Gaules*“ fort, und weiterhin (S. 61) sagt er von der *École des chartes*: „Auch sie setzt da ein, wo die Mauriner aufgehört. – Schon Napoleon I. war auf den Gedanken gekommen eine „Corporation des Bénédictins laïques et civiles“ zu begründen. Man muß dem hinzufügen, daß die 1819 vom Reichsfreiherrn Karl von Stein ins Leben gerufene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und die von ihr, zuerst unter der Leitung von G. H. Pertz, herausgegebenen *Monumenta Germaniae historica*, die nun nach dem 2. Weltkrieg ihr Heim in München gefunden haben, an die Tradition der Mauriner anknüpfen, wie weit sie sich auch organisatorisch und editorisch von den alten ehrwürdigen Benediktinern entfernen. Die *Monumenta* sind für mich wissenschaftliches Gemeinschafts- und Kollektivunternehmen zugleich. Bewußt gehe ich auf die Geschichte der *Monumenta*-Organisation nicht ein: man kann sich über sie in dem Buch von Harry Bresslau und in den Jahresberichten, die jeweils von den deutsch-österreichischen Wissenschaftsakademien veröffentlicht werden, hinlänglich unterrichten. Es hat keinen Zweck, im Zusammenhang meines Vortrages zu erörtern und gegebenenfalls zu kritisieren, wie die Arbeit auf die Zentraldirektion, die Abteilungsleiter, die festen und die freien Mitarbeiter verteilt ist und wird. Zurückschauend läßt sich sagen, daß die *Monumenta* und ihre Publikation für die Erforschung des abendländischen Mittelalters (mit Einschluß der Spätantike) in vielem maßgebend gewesen sind und bleiben wollen. Dabei soll keineswegs übersehen werden, wieviel das übrige Europa, und nunmehr seit Jahrzehnten auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nebst Kanada in großen und kleinen Gesellschaften, Gemeinschaften, durch zahlreiche Einzelpersonen die Kenntnis der mittelalterlichen Entwicklung gefördert haben und weiterhin fördern, durchaus nicht unerwähnt bleiben, daß in eine vollständige Geschichte der gelehrten Gemeinschafts- und Kollektivunternehmungen mehrere Dutzend von Historischen Kommissionen und Gesellschaften schier aller Länder der Erde gehören würden. Schon bei Beschrän-

kung auf Deutschland, Österreich und die Schweiz würde sich eine bedrückende Aufzählung und Erörterung allein sich der mit Geschichte beschäftigten Gremien erfordern. Was die jetzt von Herrn F. Schnabel geleitete Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die Kommission für Bayerische Landesgeschichte unter Herrn M. Spindler bearbeitet hat, dürfte ja 1959 beim 200Jahr-Jubiläum unserer Akademie dargestellt werden, aber auch die vielen Körperschaften in London, Cambridge, Oxford, in Paris, Brüssel, Amsterdam, Madrid, Barcelona, Rom, Palermo, Zürich, Bern, Basel, in Berlin, wo die Akademie die preußischen Traditionen fortsetzt und mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig im Rahmen der Deutschen Demokratischen Republik gerade für Gemeinschaftsarbeit sich einsetzt, neue Unternehmungen ins Leben ruft, und in den einzelnen deutschen Ländern, in Cambridge (Mass.), Kopenhagen, Stockholm, Uppsala, Oslo und an manchen anderen Ort hätten Behandlung verdient. Schon da versagt mir die Feder.

Wir hätten es ja auch nicht nur mit geschichtswissenschaftlichen Organisationen zu tun. Wer wird es mir verdenken, daß ich mich scheue zu prüfen und vorzutragen, wo und wie in der weiten Welt und bei uns korporative Arbeit für die Philologen der alten und der neueren, der europäischen, asiatischen, afrikanischen, amerikanischen Sprachen und Literaturen, für die Inschriftenkunde, die Vor- und Frühgeschichte, für Kanonistik und Jurisprudenz überhaupt, für Theologie und Philosophie, für Musikwissenschaft, Archäologie und Kunstgeschichte, usw. geleistet wird? Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften mitzubehandeln wäre geradezu vermessen. Ich widerstehe auch der Versuchung des festen Einbeziehens der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die Natur- und Geisteswissenschaft und angewandte Forschung in sich vereinigt. Aus der Not geboren, wiedergeboren ist sie für viele eine segensreiche Einrichtung finanzieller Förderung und Ermöglichung, aber durch ihr Schwerpunktprogramm, durch ihre wissenschaftlichen Kommissionen, durch gelegentliche Vorträge und ihr Zusammenführen von Persönlichkeiten aus ganz Westdeutschland eine

bedeutende Wissenschaftseinrichtung, aus der z. B. ich persönlich in 3 Jahren viel gelernt zu haben meine, auch über mir sonst fernliegende Gebiete.

Die in- und ausländischen Akademien und Gesellschaften, denen anzugehören ich die Ehre habe, erwarten vielleicht, daß ich von ihren Unternehmungen noch mehr sage.

Ich habe mich jedoch absichtlich nur auf einen Streifzug begeben, bei dem ich an vielem vorübergehen mußte, gerade aus der Akademiegeschichte der letzten 250 Jahre, auch bewußt von der Kaiser-Wilhelmsgesellschaft, den Max-Planck-Instituten u. a. nicht gesprochen, um nicht zu breit in meinen Ausführungen zu werden.

Den Vorwurf der Willkür muß ich in Kauf nehmen, darf aber wohl zum Schluß als Akademiemitglied noch Folgendes sagen, was hinterher als Selbstverständlichkeit erscheint, aber trotzdem dann und wann ausgesprochen werden muß:

Der Wert der Gemeinschaftsarbeit, die unbedingt nötig ist, soll nicht überschätzt werden. Da ich seit Jahren, z. T. seit Jahrzehnten akademischen Kommissionen angehöre, einige auch leite und das teamwork überwachen helfe, weiß ich nicht nur, was sie Gutes leisten, sondern auch daß sie gelegentlich die Einzelarbeit erschweren und hemmen, könnte das aus meinem eigenen Leben belegen. Ich halte auch die Vorträge und Veröffentlichungen, die nicht aus einer Kommission hervorgegangen sind, für wesentliche Lebensäußerungen der Akademien. Eine gelehrte Gesellschaft blüht erst dann voll, wenn beide Arbeitsformen in gleich starkem Maße gepflegt werden: die Gemeinschafts- und Kollektivunternehmungen einer bestimmten Gruppe von Forschern und die vorgetragenen und veröffentlichten Leistungen der einzelnen Mitglieder. Über dem notwendig gewordenen, oft großartigen teamwork werden wir nie das Individuelle, das der einzelne irgendwo gibt, vergessen und abmindern lassen.